GEDICHTE

UND

PHANTASIEN

VON

TIAN.

No. 15.

HAMBURG und FRANKFURT
in Commission
in der J. C. Hermannschen Buchhandlung
1804.

GEDICHTE

und

PHANTASIEN

Von Tian.

Darthula nach Ossian.

Nathos schiffet durch den Sturm der Woogen.
Ardan, Althos, seine Brüder mit,
Erins König, Caibars Zorn zu meiden
In geheimnifsvolle Schatten kleiden
Dunkle Wolken ihren fliehnden Schritt.

Wer? o Nathos! ist an deiner Seite!
Traurig seufzt im Wind ihr braunes Haar
Lieblich ist sie, wie der Geist der Lüfte,
Eingehüllt in leichte Nebeldüfte;
Schön vor allen Collos Tochter war.

Ach Darthula! deine irren Segel
Eilen nicht dem waldigen Etha zu.
Seine Berge heben nicht die Rükken
Und die Seeumwogten Küsten bükken
Turas Felsen schon dem Meere zu.

Wo verweiltet ihr des Südes Winde?
Schwelltet Nathos weiſse Segel nicht?
Trugt ihn nicht zum heimatlichen Strande?
Lange blieb er in dem fremden Lande
Und der Tag der Rückkehr glänzt ihm nicht.

Schön, o König Ethas! warst du in der Fremde;
Wie des Morgens Strahl dem Angesicht.
Deine Lokken, gleich dem Raben, düster
Deine Stimme, wie des Schilfs Geflüster
Wenn der Mittagswind sich leise wiegt.

Deine Seele glich der Sonne scheiden,
Doch im Kampfe warst du fürchterlich.

Brausend wie die ungestümen Woogen
Wenn vom Nord die stürm'schen Winde zogen
Stürztest du auf Caibars Krieger dich.

Auf Selamas grau bemoosten Mauern
Sah dich Collas Tochter, und sie sprach:
Warum eilst du so zum Kampf der Speere!
Zahlreich sind des düstern Caibars Heere.
Ach! und meiner Liebe Furcht ist wach.

Freuen wollt ich dein mich, deiner Siege
Aber Caibars Liebe läfst mich nicht.
So sprachst du. Jetzt haben dich die Woogen
Mädchen! und die Stürme dich betrogen,
Nacht umringt dein schönes Angesicht.

Aber schweiget noch ein wenig Winde!
Ueberbraust Darthulas Stimme nicht!
Fürst von Etha! sind dies Usnoths Hallen?

Jene Ströme die von Felsen fallen
Sind es Ethas blaue Ströme nicht?

Hier empöret Erin seine Berge,
Ethas Felsenströme brüllen nicht.
Dennoch Ruh hier an des Ufers Hügel
Denn mein Schwerd umgiebt wie blitzes Flügel
Dich du Liebliche, du schönes Licht.

Nathos: sagt das braun gelockte Mädchen,
Niemand hat Darthula ausser dich,
Denn die Freunde sind mir früh gefallen,
Las um sie noch meine Klage schallen
Hör der Trauer Stimme, höre mich.

Abend ward einst, in der Wehmuth Schatten
Bargen meines Landes Eb'nen sich,
Ueber hoher Wälder Wipfel schritten,
Einzle Lüfte, die aus Wolken glitten,
Da umgaben Trauerschatten mich.

Die Gestalten meiner Freunde gingen,
Traurig, Geistern gleich, an mir dahin.
Da kam Colla mit gesenktem Schwerdte
Seinen Blick geheftet an die Erde,
Brennend glühte noch die Schlacht darin

„Collas letzte einzige Hoffnung sprach er;
Braungeloktes Mädchen! Truthil fiel.
Siegreich kehrt dir nicht der Bruder wieder,
Zu Selama naht Erins Gebieter,
Mit ihm Tausende im Schlachtgewühl.“

Ist des Kampfes Sohn gefallen? seufzt' ich!
Hat der lange Schlaf sein Aug verhüllt?
O! so schütze mich der Jagden Bogen
Glücklich oftmahls meine Pfeile flogen,
Tödlich für das dunkelbraune Wild.

Freud umstrahlt den Greisen. Ja Darthula!
Deine Seele brennt in Truthils Glut,

Geh', ergreif das Schwerdt vergangner Schlachten!
Also Colla: seine Worte fachten,
Höher noch in mir des Kampfes Muth.

Wehmuthsvoll vergieng die Nacht, am Morgen
Schimmerte im Stahl der Schlachten ich. —
Caibar sass zum Mahl in Lonas Wüste,
Als Selamas Waffenklang ihn grüfste;
Seine Führer rief er da zum Krieg.

Warum soll ich Nathos! dir erzählen
Von des Kampfes schwankendem Geschick?
Ach! umsonst bedeckt von meinem Schilde,
Sank der Vater mir im Schlachtgefilde,
Und in heifsen Thränen schwamm mein Blick.

Treulos zeigte da des Mädchens Busen,
Caibar mein zerrissenes Gewand;

Freundlich naht er, sprach der Liebe
Worte,
Führte mich zu meiner Väter Pforte,
Aber Trauer meine Stirn umwand.

Da erschienst du Nathos! meinen
Augen,
Freundlich wie ein Abendlich Gestirn.
Caibar schwand vor deines Stahles Sprühen
Wie der Nachtgeist vor des Morgens
Glühen,
Doch es wölbte Trauer deine Stirn?

Meine Seele glänzte in Gefahren
Eh' ich dich, du schönes Licht! gesehn.
Aber unsre Segel sind betrogen,
Wolken, kommen gegen dich gezogen.
Und du wirst in ihrer Nacht vergehn.

Oscar weilet noch an Selmas Küste!
Oscar schiffe durch das dunkle Meer!
O dafs Winde deine Segel schwellten!

Zittern würden dann Temoras Helden.
Friede wäre um Darthula her.

Wo wird Nathos deinen Frieden finden?
Wo Darthula! wo ist für dich Ruh?
Geister der Gefallnen! sprach Darthula:
Truthil! Colla! Führer von Selama!
Winkt ihr mir aus euren Wolken zu!

Nathos! reiche mir das Schwerdt der Tapfern,
Vater! ich will deiner würdig seyn,
In des Stahles Treffen werd' ich gehen,
Nimmer Caibars düstre Hallen sehen,
Nein! ihr Geister meiner Liebe! nein!

Freude glänzt in Nathos bei den Worten,
Die das schöngelokte Mädchen sprach:
Caibar, meine Stärke kehret wieder!
Komm mit Tausenden Erins Gebieter!
Komm zum Kampfe! meine Kraft ist wach!

Ja er kömmt mit Tausenden! rief Ardan;
Schreckbar tönet ihrer Schwerdter Schall.–
„Lafs zehntausend Schwerdter sich empören:
Usnoth soll von Nathos Flucht nicht hören,
Ardan! sag ihm; rühmlich war mein Fall.

Winde! warum brausen eure Flügel?
Woogen! warum rauscht ihr so dahin?
Wellen! Stürme! denkt ihr mich zu halten?
Nein, ihr könnts nicht, stürmische Gewalten
Meine Seele läfst mich nicht entfliehn.

Wenn des Herbstes Schatten wieder kehren,
Mädchen! und du bist in Sicherheit,
Dann versammle um dich Ethas Schönen,
Las für Nathos deine Harfe tönen,
Meinem Ruhme sey dein Lied geweiht.—

Nathos blieb gestützt auf seinem Speere;
Schaurig pfiff der Nachtwind um ihn her
Aber bei des Morgens erstem Strahle,
Drang er vorwärts mit gezücktem Stahle,
Mit dem Führer eilt Darthula her.

Komm zum Zweikampf! ruft er Fürst Temoras!
Für Selamas Mädchen! — Caibar spricht:
Stolzer, du entflohst mir mit der Schönen
Wähnst du, Caibar kämpf mit Usnoths Söhnen?
Nein, er kämpft mit Unberühmten nicht.

In des königlichen Nathos Augen
Glänzen Thränen; und er wendet sich
Zu den Brüdern, ihre Speere fliegen
Rache dürstend, und gewiſs zu siegen
Erins Reihn verwirren schwankend sich.

Da ergrimmet Caibars finstre Seele,
Und er winket, tausend Speere fliehn,
Usnoths Söhne sinken wie drei Eichen,
Die zur Erde ihre Wipfel neigen,
Wenn des Nordens Stürme sie umziehn.

Gestern sah sie noch der Wandrer blühen
Ihre stolze Schönheit freute ihn,
Heute beugte sie der Sturm der Wüste,
Sie, die gestern noch die Sonne grüßte.
Sprachlos starret Collas Tochter hin.

Höhnend naht ihr Caibar, Mädchen sahst du
Nathos Land, in fernes Blau gehüllt?
Oder Fingals dunkelbraune Hügel?
Ha! entrannst du auch des Sturmes Flügel,
Ueber Selma hätte meine Schlacht gebrüllt.

Caibar sprachs. Da rauscht ein Pfeil, getroffen
Sinkt sie, und ihr Schild stürzt vor sie hin.
Wie des Schnees Säule sank sie nieder,
Ueber Ethas schlummernden Gebieter,
Spreiten sich die dunklen Lokken hin.

Da versammelten die hundert Barden
Caibars, um Darthulas Grabmahl sich
Ihre Harfen rauschten um den Hügel,

Und es schwang sich des Gesanges Flügel,
Für der Mädchen Erins Schönste! dich!

Trauer schreitet an Selamas Strömen,
Schweigend wohnet in den Hallen nun.
Collas Tochter sank zum Schlafe nieder
O! wann grüfsest du den Morgen wieder?
Schöngelockte! wirst du lange ruhn?

Weit entfernet ist dein Morgen, nimmer!
Stehst du mehr in deiner Schönheit auf;
Ach! die Sonne tritt nicht an dein Bette,
Sprich, erwach aus deiner Ruhestätte!
Collas schöne Tochter! steig herauf!

Junges Grün entkeimet schon dem Hügel,
Frühlingslüfte fliegen drüber her.
Sonne birg in Wolken deinen Schimmer!
Denn sie schläft, der Frauen Erste! nimmer
Kehret sie in ihrer Schönheit mehr.

T I M U R.

Ermar hatte das Geschlecht von Parimor vom Thron gestofsen, Parimor selber, sein Weib und seine Freunde waren gefallen unter dem Schwerte des Ueberwinders, nur Timur sein einziger Sohn fiel lebend in Ermars Hände. Ungern unterwarf sich das Land dem Sieger, der die Burg des unglücklichen Parimor an der Nordküste der Insel bezog; und die höchste Gewalt mit seinem Bruder, dem wilden Konnar theilte.

Keiner von allen Freunden des gestürzten Königshauses wufste wo Timur sey, und ob er lebe? nur die Prophetin wufste es, die verschwiegne Seherin, die in einer Höhle am Eingang der

Erde wohnte, sie sah die kommenden Schicksale, die Tiefen der menschlichen Brust, und des unglücklichen Timurs Ketten. Einsam lebte die Prophetin und verrichtete geheimnifsvolle Werke, und von allen Sterblichen wufste nur Thia, die schöne Tochter von Ermar, ihre Wohnung. Die Seherin liebte das Mädchen, sie lehrte sie mancherlei Geheimnisse, und enthüllte ihr oft die Begebenheiten der Zukunft.

Einst sprach die Prophetin zu der Tochrer von Ermar: Mädchen! fürchte das Geschick deines Vaters, seine Unthat hat den Geist der Rache erweckt; sieh hierher! Und sie zeigte dem erschrocknen Mädchen in einem Spiegel ein tiefes Gefängnifs der Burg, und in dem Gefängnifs lag auf moderndem Stroh, ein Jüngling mit brennenden Augen, und dichten braunen Lokken; Thia konnte ihre Augen nicht sättigen an dem Anblik des Gefangnen; aber die

Seherin sprach: dies ist der König dieses Landes, er schmachtet in Ketten, und dein Vater trägt die Krone die ihm gebührt.

Gedankenvoll eilte Thia zurück zu der väterlichen Burg, und suchte allenthalben nach einer Thüre die zu Timurs Kerker führen möchte. Im Nord war die Burg von rauhen Felsen umgeben, die bis zum Meere hinabreichten, in diesen Felsen entdeckte Thia, zwischen Gesträuch und Nesseln versteckt, ein Gitter, das eine dunkle Tiefe verschloss; dies Gitter hatte sie in dem Zauberspiegel gesehen; und jeden Morgen ehe die Bewohner des Schlosses erwachten, und jeden Abend wenn die milde Dämmerung die Thaten der Liebe in ihre Schleyer verbarg, gieng sie dahin, setzte sich trauernd neben das Gitter, und seufzte: Timur! Timur! und ihr war als kämen liebe unsichtbare Arme aus dem Gitter herauf und hielten

sie umschlungen, dafs sie die Stelle nicht verlassen konnte, und es nicht achtete dafs der rauhe Nachtwind sie umwehte, und der Thau des Himmels sie benetzte.

Zwei Jahre hatte Timur in dem Kerker geschmachtet, schon waren der Rache wilde Gedanken bleich und ohnmächtig geworden, und die Träume von Erlösung und Befreiung waren verträumt; schon glaubte er sich von allen Menschen vergessen, als ihm däuchte, er höre mit süfser Stimme seinen Namen flüstern, und jeden Morgen und jeden Abend hörte er dieselbe Stimme: Timur! Timur! rufen, und wenn er auf seinem Lager schlummerte, däuchte ihm, ein Engel mit glänzenden Lokken und rosigten Wangen beuge sich über ihn her, drükke leise Küsse auf seine Lippen und seufze: Timur! Aber wenn er erwachte vergingen die rosigten Wangen in Kerkernacht, die hellen Lokken erbleichten, die Küsse verglühten,

doch die süfse Stimme flüsterte fort, und er wufste nicht, ob der Traum wirklich, oder das wirklich Scheinende, Traum sey.

Tage und Wochen waren so vergangen, als das Mädchen zu Ermar sprach: „Vater! der Mund der Prophetin verkündet dir Unheil und Verderben, wegen des Sohnes von Parimor, der unschuldig in deinen Ketten schmachtet, deine Ungerechtigkeit wird den Geist der Rache erwekken, fürchte ihn! Timurs Kraft ist gefesselt, erwiderte Ermar: wo ist der Arm der sich der Rache leihe? Fürchte, sprach Thia, die Zukunft und der Seherin untrügliche Worte; ich habe Timur gesehen, ich liebe ihn, gieb ihm die Freiheit, gieb ihn mir, fesle ihn durch ein heiliges Band an dich, oder fürchte auch deine Tochter. Aber Ermar blieb unerbittlich bis sich die einzige Tochter ihm zu Füssen warf, und ihm schwur den Geliebs-

ten zu seinem treuen Sohne und Freund zu machen, oder ihn zu verrathen, wenn er undankbar sey, und ihm den Dolch mitten in seinen Umarmungen in die Brust zu stoſsen.

Timur lag in schweren Träumen, der Geist seines Vaters erschien ihm in blutige Grabtücher gehüllt, und sprach, räche mich! die Zeit ist gekommen. Timur erwachte, aber immer hörte er noch die Worte, die Zeit ist gekommen! er dachte noch darüber nach, als das Gitter sich öffnete; ein Krieger tratt herein und hies ihn folgen. Schweigend, voll seltsamer Empfindungen gieng Timur hinter seinem Führer her. Jetzt waren sie auf den Felsen angekommen, der Krieger entfernte sich, und Ermar kam dem Jüngling entgegen. Die Zeit ist gekommen, räche mich, flüsterte eine Stimme in Timurs Seele: eine unsichtbare Gewalt trieb ihn; ehe Ermar noch gesprochen hatte, ergriff ihn der

Jüngling, und schleuderte ihn die Felsen hinab, dafs sein Blut hinunter rauchte bis zur See.

Die Bewohner des Schlosses versammelten sich, sie erkannten den Sohn ihrer Könige, und nannten ihn freudig Herr, und Gebieter. Als es aber Nacht wurde, und der König allein war, trat Thia zu ihm, und sprach: „Ich habe dich geliebt, ich habe an der Thüre deines Kerkers gewacht, und deinen Namen der Nacht, und den Sternen vertraut; deine Freiheit ist mein Werk, aber du hast meinen Vater ermordet, du hast die schwere Blutschuld auf meine Seele gewälzt, darum hinweg von dir!

Und das Mädchen gieng, und kehrte nicht wieder. Da ward der König sehr traurig, die lärmende Jagd erfreute ihn nicht, und nicht der Becher, einsam stand er auf seinen Felsen, und sahe, und vernahm nichts als die Schrek-

ken des nahenden Winters. Der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, eisigte Regen fielen herab, der Nordwind zerwühlte den Wald und trieb die Falben Blätter in wilden Wirblen umher, die Brandung brauste an der Küste, und der krächzende Rabe unterredete sich mit dem Wiederhall. Monde vergingen so, und immer fielen kalte Regen und Schnee und der Himmel blieb dunkel wie die Seele von Timur; da versammelten sich die Freunde um ihn und sprachen: es ist nicht gut o König! dafs du so einsam trauerst, komm! lafs uns Thaten thun; Konnar herrscht noch jenseits der Berge mit eisernem Zepter über das Volk, komm! erobere dein Erbe, überwinde die Verräther! Der Jüngling gehorchte, er rifs sich empor aus seinen Träumereien und stürtzte sich in das Gewühl der Schlachten zu Thaten und Ruhm.

Ungewifs schwankte das Glück zwischen Konnar und Timur, Timur war tapfer, Konnar fest und klug. Eine Schlacht entschied für Konnar, Timur mufste sich zurückziehen in die Gebürge. Der Tag verflofs im Getümmel der Gefechte, in Angriff und Vertheidigung, aber wenn die Nacht hernieder sank, und den Kriegsgott in Schlummer einlullte, versammelten sich die Gefährten um Timur, und in den Schlüchten einsamer Gebürge, in der Nacht dichter Wälder, wo der spähende Feind sie nicht ahndete, errichteten sie ein lustiges Zelt, hundert Fackeln erleuchteten die Wildnifs, der Freudenbecher gieng umher, eine süfse Musik erscholl begleitet von den Stimmen braunlokkigter Mädchen, und Timur schwelgte in Ruhm und Lust und Liebe, und seine Gefährten jauchzten in wilden Freuden.

Einst aber, da Timur allein war auf seinem Lager, und der Schlummer ihn

floh, däuchte ihm er höre das Geräusch leiser Tritte, und da er noch lauschte, fühlte er sich plötzlich umschlungen von zarten Armen, und heifse sehnsuchtsvolle Küsse bedeckten seine Lippen; als er aber Morgens erwachte war sein Lager verlassen. Drei Nächte hatte schon die unbekannte Geliebte des Königs Lager besucht, als sie aber zum viertenmale kam, schlofs er sie in seine Arme und schwur sie nicht zu lassen, bis sie sich ihm entdeckt habe, damit er seinen Thron und seine Hoheit mit ihr theilen könne. „Lafs mich nur noch diesmal ungekannt von dir" sprach das Mädchen, „wenn die Nacht wieder kehrt und die Sterne wieder glänzen, wird ein schwarzes Rofs vor dir stehen, dem vertraue dich, es wird dich dahin tragen, wo dir alles offenbar wird." Der König liefs das Mädchen von sich gehen. Da es aber Nacht wurde fand er das Rofs; ein sonderbarer Schauer durch-

lief sein Gebein, aber er schwang sich auf des Thieres Rükken, und es trug ihn durch unbekannte verworrne Pfade, durch Klüfte und Wälder, und blieb stehen vor einem prächtigen erleuchteten Pallast. Die Thore öffneten sich, zwei Knaben traten heraus, hielten ihm den Zügel und führten ihn in einen Saal. Eine milde Dämmerung herrschte, denn nur ein Halbmond über einem Bekken in das sich duftentes balsamisches Wasser stürzte erleuchtete das Zimmer mit wechselndem Schimmer, bald glänzte der Mond in dunklem Purpur, dann in blassem Rosenroth, dann wieder blau wie der Bogen des Himmels, dann endlich wie der grüne Schmelz der Wiesen.

Staunend sah Timur eine Weile dem wechselnden Farbenspiel zu; da that sich die Thüre auf und viel schöne Mädchen kamen herein in allerlei fremden und sonderbaren Trachten; ein Blumenkranz

wand sich um die blonden Haare der Einen, ein zierliches weises Kleid umflofs sie. Eine Andere hauchte Arabiens Balsam, des Morgenlands köstlicher Thau umgab in glänzenden Reihen die dunklen Lokken, und Gold gewürkt in persische Seide verhüllte die runden üppigen Glieder. Eine dritte in leichtem Silberflohr glich der Luft ätherischen Schönen; und das Holdeste aller Zonen schien versammelt um den Jüngling. Plötzlich glänzte das Wasser wie die Sonne und gofs breite Lichtströme durch den Saal; eine Musik, wie Orgeltöne, liefs sich hören, eine liebliche Stimme begleitete die rauschenden Harmonien und schwebte über ihnen, wie eine leichte Frühlingsluft schwebt über dem brausenden Meer, aber die Töne wurden stärker und stärker, und verschlangen die Stimme in Wogen von Wohllaut. Die Mädchen umgaben den Jüngling, sprachen ihm freundlich

zu, und jede sandte ihm heiſse Blikke, als sey jede die Geliebte der Nacht gewesen. Forschend betrachtete sie der König, jede dünkte ihm hold und lieblich, aber sein Herz bewegte sich zu Keiner, sie ist nicht hier die ich suche, sprach seine innerste Seele.

Jetzt rauschten zwei Flügelthüren auf, ein prächtiger Saal zeigte sich von vielen Fakkeln erleuchtet, die von den Marmorwänden widerstrahlten; in der Mitte stand eine Tafel. Man setzte sich, der Wein perlte im Gold, die Mädchen nippten mit Rosenlippen an den Bechern, und reichten sie dann dem König; aber Timurs Seele war traurig, er senkte den Blick, und all die Herrlichkeit, und all die Schönheit gieng verlohren an ihm. Da er aber die Augen aufschlug sah er eine Gestalt an der Ekke des Saals ihm gegenüber, an eine Säule gelehnt stehen, sie war ganz schwarz und dicht verhüllt, und blieb

immer unbeweglich. Timur betrachtete sie lange und oft, eine tiefe Sehnsucht zog ihn zu ihr; das Maal däuchte ihm unendlich lange, und es ward ihm erst wohl, als man sich erhob.

Die Mädchen verliefsen den Saal, aber jede sandte ihm noch einladende Blikke, er folgte Keiner, und sah sich endlich allein mit der schwarzen Gestalt, die Fakkeln erloschen, nur ein einziges bleiches Licht durchdämmerte den Saal. Die schwarze Gestalt nahte sich ihm, und sprach: „Folge mir!“ er gehorchte; und sie führte ihn durch seltsame unterirrdische Gänge, auf einen Fels. Der Mond glänzte eben im vollen Lichte, und Timur erkannte schaudernd den Fels und das Meer in welches er Ermar hinabgeschleudert hatte. Seine Führerin schlug den Schleier zurück. Es war Thia. Geist meines Vaters! rief sie, lafs dich dieses Opfer entsühnen. Sie schlang ihren Arm um

den König, und stürzte sich mit ihm die Felsen hinunter, dafs ihr Blut sich mischte, und hinab rauchte zur wogenden See.

Don Juan.

Es ist der Festtag nun erschienen
Geschmükket ist die ganze Stadt.
Und die Balkone alle grünen,
In Blumen blüht der Fürstin Pfad.
Da kommt sie, schön in Gold und Seide
Im königlichen Prunkgeschmeide
An ihres neu Vermählten Seite.

Erstaunet siehet sie die Menge
Und preiset ihre Schönheit hoch!
Doch Einer, Einer im Gedränge
Fühlt tiefer ihre Schönheit noch.
Er mögt in ihrem Blick vergehen
Da er sie einmal erst gesehen,
Und fühlt im Herzen tiefe Wehen.

Sein Blick folgt ihr zum Hochzeitstanze
Durch all der Tänzer bunte Reihn,
Erstirbet bald in ihrem Glanze

Lebt auf im milden Augenschein.
So wird er seines Schauens Beute,
Und seiner Augen süfse Weide
Bringt bald dem Herzen bittres Leiden.

[redacted]er Monde sich verzehret,
[redacted]s eignen Herzens Gluth;
Hat Töne seinem Schmerz verwehret,
Gestählt in der Entsagung Muth;
Dann könnt er vohr'gen Muth verachten
Und leben nur im tiefen Schmachten,
Die Anmuthsvolle zu betrachten.

Mit Philipp war, an heil'ger Stätte,
Am Tag den Seelen fromm geweiht,
Sein Hof versammelt zum Gebete
Das Seelen aus der Qual befreit;
Da flehen Juans heisse Blicke:
Dafs sie ihn einmal nur beglücke!
Erzwingen will ers vom Geschicke.

Sie senkt das Haupt mit stillen Sinnen
Und hebt es dann zum Himmel auf;
Da flammt in ihm ein kühn Beginnen,

Er steigt voll Muth zum Altar auf.
Laut will er seinen Schmerz ihr nennen,
Und seines Herzens heisses Brennen,
In heil'ger Gegenwart bekennen.

Laut spricht er: Priester! lasse Schwe-
gen
Für Todte die Gebete all.
Für mich lafst heisse Bitten steigen;
Denn gröfser ist der Liebe Quaal,
Von der ich wehn'ger kann genesen,
Als jene unglücksel'gen Wesen
Zur Quaal des Feuers auserlesen.

Und staunend siehet ihn die Menge
So schön verklärt in Liebesmuth.
„Wo ist, im festlichen Gepränge?"
Denkt Manche still, „die solche Gluth
„Und solches Wort jetzt hat gemeinet?"
Sie ist's, die heimlich Thränen weinet,
Die Juans heisse Liebe meynet.

War's Mitleid, ist es Lieb' gewesen,
Was diese Thränen ihr erpreſst?
Vom Gram kann Liebe nicht genesen,
Wenn Zweifelmuth sie nicht verläſst.
Er kann sich Friede nicht erjagen;
Denn nimmer darf's die Lippe wagen,
Der Liebe Schmerz ihr mehr zu klagen.

Nur einen Tag will er erblicken
Der trüb ihm nicht vorüber flieht,
Nur eine Stunde voll Entzücken
Wo süſse Liebe ihm erblüht,
Nur einen Tag der Nacht erwecken,
Es mag ihn dann, mit ihren Schrecken
Auf ewig, Todesnacht bedecken.

Es hebt die Königin die Bühne,
Erschien oft selbst im bunten Spiel.
Daſs er dem kleinsten Wunsche diene
Ist jetzt nur seines Lebensziel.
Er läſst ihr ein Theater bauen,
Dort will, die reizendste der Frauen,
Er noch in neuer Anmuth schauen.

Der Hof sich einst zum Spiel vereinet,
Die Königin in Schäfertracht,
Mit holder Anmuth nur erscheinet
Den Blumenkranz in Lokkennacht.
Und Juans Seele sieht verwegen,
Mit ungestümen wildem Regen,
Dem kommenden Moment entgegen.

Er winkt, und Flamm und Dampf erfüllen,
Entsetzlich jetzt das Schauspielhaus;
Der Liebe Glück will er verhüllen
In Dampf und Nacht und Schreck und Graus;
Er jauchzet, dafs es ihm gelungen,
Des Schicksals Macht hat er bezwungen
Der Liebe süssen Lohn errungen.

Gekommen ist die schöne Stunde;
Er trägt sie durch des Feuers Wuth,
Raubt manchen Kufs dem schönen Munde,
Weckt ihres Busens tiefste Gluth.
Möcht sterben jetzt in ihren Armen,

Möcht alles geben! ihr, verarmen
Zu anderm Leben nie erwarmen.

Die eilenden Minuten fliehen
Er merket die Gefahren nicht,
Und fühlt nur ihre Wange glühen;
Doch sie, sie träumet länger nicht,
Sie reifst sich von ihm los mit Beben,
Er sieht sie durch die Hallen schweben.
Verhaucht ist der Minute Leben.

Mit sehnsuchtsvollem, krankem Herzen
Eilt Juan durch die Hallen hin.
In Wonne Gram und süfse Schmerzen
Versinket ganz sein irrer Sinn,
Er wirft sich auf sein Lager nieder,
Und holde Träume zeigen wieder
Ihm ihr geliebtes, holdes Bild.

Die Sonne steiget auf und nieder;
Doch Abend bleibt's in seiner Brust.
Es sank der Tag ihm, kehrt nicht wieder,
Und sie, nur sie ist ihm bewufst,

Und ewig, ewig ist gefangen
Sein Geist im quälenden' Verlangen
Sie, wachend träumend, anzuschaun.

Und da er wacht aus seinem Schlummer
Ist's ihm, als stieg' er aus der Gruft,
So fremd und tod; und aller Kummer
Der mit ihm schlief erwacht und ruft:
O weine! sie ist dir verlohren
Die deine Liebe hat erkohren
Ein Abgrund trennet sie und dich!

Er rafft sich auf mit trüber Seele
Und eilt des Schlosses Gärten zu;
Da sieht er, bei des Mondeshelle,
Ein Mädchen auf ihn eilen zu.
Sie reicht ein Blatt ihm und verschwindet,
Eh er zu fragen Worte findet,
Er bricht die Siegel auf und liest:

„Entfliehe! wenn dies Blatt gelesen
„Du hast, und rette so dich mir.
„Mir ist, als sey ich einst gewesen,
„Die Gegenwart erstirbt in mir,

„Und lebend ist nur jene Stunde,
„Sie spricht mir mit so süfsem Munde,
„Von dir, von dir, und stets von dir.“

Er liest das Blatt mit leisem Beben
Und liebt's, und drückt es an sein Herz.
Gewaltsam theilet sich sein Leben,
In grofse Wonne — tiefen Schmerz.
Solt er die Theuerste nun meiden?
Kann sie dies Trauern ihm bereiten!
Soll er sie nimmer wieder sehn?

Er geht nun, wie sie ihm geboten;
Da trifft ein Mörderdolch die Brust
Doch steigt er freudig zu den Todten,
Denn der Erinn'rung süfse Lust,
Ruft ihn herauf die schönste Stunde,
Er hänget noch an ihrem Munde;
Entschlummert sanft in ihrem Arm.

Die Manen.

Ein Fragment.

Schüler.

Weiser Meister! ich war gestern in den Katakomben der Könige von Schweden. Tags zuvor hatte ich die Geschichte Gustav Adolphs gelesen, und ich nahte mich seinem Sarge mit einem äusserst sonderbaren und schmerzlichen Gefühl, sein Leben und seine Thaten gingen vor meinem Geiste vorüber, ich sah zugleich sein Leben und seinen Tod, seine grofse Thätigkeit und seine tiefe Ruhe in der er schon dem zweiten Jahrhundert entgegen schlummert. Ich rief mir die dunkle grausenvolle Zeit zurück

in welcher er gelebt hat, und mein Gemüth glich einer Gruft, aus welcher die Schatten der Vergangenheit bleich und schwankend herauf steigen. Ich weinte um seinen Tod mit heissen Thränen, als sey er heute erst gefallen. Dahin! Verlohren! Vergangen! sagte ich mir selbst, sind das alle Früchte eines grossen Lebens? Diese Gedanken, diese Gefühle überwältigten mich, ich mufste die Gruft verlassen, ich suchte Zerstreuung, ich suchte andere Schmerzen, aber der unterirdische trübe Geist verfolgt mich allenthalben, ich kann diese Wehmuth nicht los werden, sie legt sich wie ein Trauerflohr über meine Gegenwart; dies Zeitalter däucht mir schaal und leer, ein sehnsuchtsvoller Schmerz zieht mich gewaltig in die Vergangenheit. Dahin! Vergangen! ruft mein Geist. O möchte ich mit vergangen seyn! und diese schlechte Zeit nicht gesehen

haben, in der die Vorwelt vergeht, an der ihre Gröfse verlohren ist.

L e h r e r.

Verlohren junger Mensch? Es ist nichts verlohren, und in keiner Rücksicht; nur unser Auge vermag die lange unendliche Kette von der Ursache zu allen Folgen nicht zu übersehen. Aber wenn du auch dieses nicht bedenken willst, so kannst du doch das nicht verlohren und dahin nennen, was dich selbst so stark bewegt, und so mächtig auf dich wirkt. Schon lange kenne ich dich, und mich däucht, dein eignes Schicksal und die Gegenwart haben dich kaum so heftig bewegt, als das Andenken dieses grofsen Königs. Lebt er nicht jetzt noch in dir! oder nennst du nur Leben, was im Fleisch und in dem Sichtbaren fortlebt? und ist dir das dahin und verlohren, was noch in Gedanken wirkt, und da ist?

Schüler.

Wenn dies ein Leben ist, so ist es doch nicht mehr, als ein bleiches Schattenleben; dann ist die Erinnerung des Gewesenen, Wirklichen, mehr, als ihre bleiche Schatten dieser Wirklichkeit!

Lehrer.

Die positive Gegenwart ist der kleinste und flüchtigste Punkt; indem du die Gegenwart gewahr wirst, ist sie schon vorüber, das Bewufstseyn des Genusses liegt immer in der Erinnerung. Das Vergangene kann in diesem Sinn nur betrachtet werden, ob es nun längst oder so eben vergangen, gleichviel.

Schüler.

Es ist wahr. So lebt und wirkt aber ein grofser Mensch nicht nach seiner Weise in mir fort, sondern nach meiner, nach der Art wie ich ihn auf-

nehme, wie ich mich und ob ich mich seiner erinnern will.

Lehrer.

Freilich lebt er nur fort in dir, in sofern du Sinn für ihn hast, in so fern deine Anlage dich fähig macht ihn zu empfangen in deinem Innern, in so fern du etwas mit ihm Homogenes hast, das Fremdartige in dir tritt mit ihm in keine Verbindung, und er kann nicht auf es wirken; und nur mit dieser Einschränkung wirken alle Dinge. Das, wofür du keinen Sinn hast, geht für dich verlohren, wie die Farbenwelt dem Blinden.

Schüler.

Hieraus folgt, dafs nichts ganz verlohren geht, dafs die Ursachen in ihren Folgen fortwirken, (oder wie du dich ausdrückst, fortleben), dafs sie aber nur auf dasjenige wirken können, das

Empfänglichkeit, oder Sinn für sie hat.

Meister.

Ganz recht.

Schüler.

Gut! die Welt und die Vernunft möge genug haben an diesem nicht verlohren seyn, an dieser Art fort zu leben, aber mir ist es nicht genug; eine tiefe Sehnsucht führt mich zurück in den Schoos der Vergangenheit, ich mögte in einer unmittelbaren Verbindung mit den Manen der grofsen Vorzeit stehen.

Lehrer.

Hälst du es denn für möglich?

Schüler.

Ich hielt es für unmöglich, als noch kein Wunsch mich dahin zog, ja, ich hätte noch vor Kurzem jede Frage der

Art für thöricht gehalten, heute wünsche ich schon, eine Verbindung mit der Geisterwelt möchte möglich seyn, ja mir dünkt, ich sey geneigt sie glaublich zu finden.

Lehrer.

Mir däucht die Manen Gustav Adolphs haben deinem innern Auge zu einer glücklichen Geburt verholfen, und du scheinst mir reif, meine Meynung über diese Gegenstände zu vernehmen. So gewifs alle harmonische Dinge in einer gewissen Verbindung stehen, sie mag nun sichtbar oder unsichtbar seyn, so gewifs stehen auch wir in einer Verbindung mit dem Theil der Geisterwelt der mit uns harmonieret; ein ähnlicher oder gleicher Gedanke in verschiedenen Köpfen, auch wenn sie nie von einander wufsten, ist im geistigem Sinne schon eine Verbindung. Der Tod eines Menschen der in einer solchen

Verbindung mit mir stehet, hebt diese Verbindung nicht auf. Der Tod ist ein chemischer Prozefs, eine Scheidung der Kräfte, aber kein Vernichter, er zerreifst das Band zwischen mir und ähnlichen Seelen nicht, das Fortschreiten des Einen und das Zurückbleiben des Andern aber kann wohl diese Gemeinschaft aufheben, wie ein Mensch, der in allem Vortreflichen fortgeschritten ist, mit seinem unwissenden und roh gebliebenen Jugendfreund nicht mehr harmonieren wird. Du wirst das Gesagte leicht ganz allgemein, und ganz aufs Besondere anwenden können?

Schüler.

Vollkommen! du sagst Harmonie der Kräfte ist Verbindung, der Tod hebt diese Verbindung nicht auf, indem er nur scheidet nicht vernichtet.

Lehrer.

Ich fügte noch hinzu: das Aufheben dessen, was eigentlich diese Harmonie

ausmachte (z. B. Veränderung der Ansichten und Meynungen, wenn die Harmonie gerade darin bestand) müfste auch nothwendig diese Verbindung aufheben.

Schüler.

Ich hab' es nicht aus der Acht gelassen.

Lehrer.

Gut. Eine Verbindung mit Verstorbenen kann also statt haben, in so fern sie nicht aufgehört haben, mit uns zu harmonieren?

Schüler.

Zugegeben.

Lehrer.

Es kommt nur darauf an, diese Verbindung gewahr zu werden. Blos geistige Kräfte können unsern äussern Sinnen nicht offenbar werden; sie wirken nicht durch unsere Augen und Ohren auf uns,

sondern durch das Organ, durch das allein eine Verbindung mit ihnen möglich ist, durch den innern Sinn, auf ihn wirken sie unmittelbar. Dieser innere Sinn, das tiefste und feinste Seelenorgan, ist bei fast allen Menschen gänzlich unentwickelt und nur dem Keim nach da; das Geräusch der Welt, das Getreibe der Geschäfte, die Gewohnheit nur auf der Oberfläche, und nur die Oberfläche zu betrachten, lassen es zu keiner Ausbildung, zu keinem deutlichen Bewufstseyn kommen, und so wird es nicht allgemein anerkannt, und was sich hier und da zu allen Zeiten in ihm offenbahret hat, hat immer so viele Zweifler und Schmäher gefunden; und bis jetzt ist sein Empfangen und Wirken in äufserst seltnen Menschen die seltenste Individualität. — Ich bin weit davon entfernt, so manchen lächerlichen Geistererscheinungen und Gesichten das Wort zu reden; aber ich kann es mir

deutlich denken, dafs der innere Sinn zu einem Grade afficirt werden kann, nach welchem die Erscheinung des Innern vor das körperliche Auge treten kann, wie gewöhnlich umgekehrt, die äussere Erscheinung vor das Auge des Geistes tritt. So brauche ich nicht alles Wunderbare, durch Betrug oder Täuschung der Sinnen zu erklären. Doch ich erinnere mich, man nennt in der Sprache der Welt diese Entwicklung des innern Sinns, überspannte Einbildung.

Wem also der innere Sinn, das Auge des Geistes, aufgegangen ist, der sieht dem Andern unsichtbare mit ihm verbundene Dinge. Aus diesem innern Sinn sind die Religionen hervorgegangen, und so manche Apokalipsen der alten und neuen Zeit. Aus dieser Fähigkeit des innern Sinnes, Verbindungen, die andern Menschen (deren Geistesauge verschlossen ist) unsichtbar sind, wahrzu-

nehmen, entsteht die Prophezeihung, denn sie ist nichts anders als die Gabe, die Verbindung der Gegenwart und Vergangenheit mit der Zukunft, den nothwendigen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu sehen. Prophezeihung ist Sinn für die Zukunft. Man kann die Wahrsagerkunst nicht erlernen, der Sinn für sie ist Geheimnifsvoll, er entwikkelt sich auf eine geheimnifsvolle Art; er offenbahrt sich oft nur wie ein schneller Blitz der dann von dunkler Nacht wieder begraben wird. Man kann Geister nicht durch Beschwörungen rufen, aber sie können sich dem Geiste offenbahren, das Empfängliche kann sie empfangen, dem innern Sinn können sie erscheinen.

Der Lehrer schwieg, und sein Zuhörer verliefs ihn. Mancherlei Gedanken bewegten sein Inneres, und seine ganze Seele strebte sich das Gehörte zum Eigenthum zu machen.

Wandel und Treue.

Violetta.

Ja, du bist treulos! lafs mich von dir eilen;
Gleich Fäden kannst du die Empfindung theilen.
Wen liebst du denn? und wem gehörst du an?

Narziſs.

Es hat Natur mich also lieben lehren:
Dem Schönen werd' ich immer angehören
Und nimmer weich ich von der Schönheit Bahn,

Violetta.

So ist dein Lieben wie dein Leben, wandern!
Von einem Schönen eilest du zum Andern,
Berauschest dich in seinem Taumelkelch,
Bis Neues schöner dir entgegen winket —

Narziſs.

In höh'rem Reiz Betrachtung dann verſinket
Wie Bienenlippen in der Blumekelch.

Violetta.

Und traurig wird die Blume dann vergehen
Muſs sie sich so von dir verlassen sehen!

Narziſs.

O Nein! es hat die Sonne sie geküſst.
Die Sonne sank, und Abendnebel thauen.
Kann sie die Strahlende nicht mehr erschauen,
Wird ihre Nacht durch Sternenschein verſüſst.
Sah sie den Tag nicht oft im Ost verglühen?
Sah sie die Nacht nicht thränend still entfliehen?
Und Tag und Nacht sind schöner doch als ich.

Doch flieht ein Tag, ein Andrer kehret wieder;
Stirbt eine Nacht, sinkt eine Neue nieder
Denn Tröstung gab Natur in jedem Schönen sich.

Violetta.

Was ist denn Liebe, hat sie kein Bestehen?

Narziss.

Die Liebe will nur wandlen, nicht vergehen;
Betrachten will sie alles Treffliche.
Hat sie dies Licht in einem Bild erkennet,
Eilt sie zu Andern, wo es schöner brennet,
Erjagen will sie das Vortreffliche?

Violetta.

So will ich deine Lieb' als Gast empfangen;
Da sie entflichet wie ein satt Verlangen,
Vergönnt mein Herz Ihr keine Heimath mehr.

Narziſs.

O sieh den Frühling! gleicht er nicht der Liebe?
Er lächelt wonnig, freundlich, und das trübe
Gewölk des Winters, niemand schaut es mehr!
Er ist nicht Gast, er herrscht in allen Dingen,
Er küſst sie Alle, und ein neues Ringen
Und Regen wird in allen Wesen wach.
Und dennoch reiſst er sich aus Tellas Armen
Auch andre Zonen soll sein Hauch erwärmen
Auch Andern bringt er neuen, schönen Tag.

Violetta.

Hast du die heil'ge Treue nie gekennet?

Narziſs.

Mir ist nicht Treue was ihr also nennet,
Mir ist nicht treulos was euch treulos ist! —

Wer den Moment des höchsten Lebens theilet ;
Vergessend nicht, in Liebe selig weilet ;
Beurtheilt noch, und noch berechnet, mifst ;
Den nenn' ich treulos, ihm ist nicht zu trauen
Sein kalt Bewufstseyn wird dich klar durchschauen
Und deines Selbstvergessens Richter seyn.
Doch ich bin treu! Erfüllt vom Gegenstande
Dem ich mich gebe in der Liebe Bande
Wird Alles, wird mein ganzes Wesen seyn

Violetta.

Giebt's keine Liebe denn die dich bezwinge?

Narcifs.

Ich liebe Menschen nicht, und nicht die Dinge,
Ihr Schönes nur, und bin mir so getreu,

Ja Untreu' an mir selbst wär andre Treue,
Bereitete mir Unmuth, Zwist und Reue,
Mir bleibt nur so die Neigung immer frei.
Die Harmonie der inneren Gestalten
Zerstören nie die ordnenden Gewalten
Die für Verderbniſs nur die Noth erfand. —
Drum laſs mich, wie mich der Moment gebohren.
In ew'gen Kreisen drehen sich die Horen;
Die Sterne wandeln ohne festen Stand,
Der Bach enteilt der Quelle, kehrt nicht wieder
Der Strom des Lebens woget auf und nieder
Und reisset mich in seinen Wirbeln fort.
Sieh alles Leben! es ist kein Bestehen,
Es ist ein ew'ges Wandern, Kommen, Gehen,
Lebend'ger Wandel! buntes, reges Streben!

O Strom! in dich ergiefst sich all mein Leben!
Dir stürz ich zu! vergesse Land und Port!

Wunsch.

Ja Quitos Hand, hat meine Hand berühret
Und freundlich zu den Lippen sie geführet,
An meinem Busen hat sein Haupt geruht.

Da fühlt ich tief ein liebend fromm Ergeben.
Mufst ich dich überleben, schönes Leben?
Noch Zukunft haben, da du keine hast?

Im Zeitenstrome wirst du mir erbleichen,
Stürb ich mit dir, wie bei der Sonne neigen
Die Farben all' in dunkler Nacht vergehn.

IMMORTALITA

Ein Dramolet.

Personen.

Immortalita, eine Göttin
Erodion.
Charon.
Hekate.

Erste Scene.

Eine offene schwarze Höhle am Eingang der Unterwelt, im Hintergrunde der Höhle sieht man den Stix und Charons Nachen der hin und her fährt, im Vordergrund der Höhle ein schwarzer Altar worauf ein Feuer brennt. Die Bäume und Pflanzen am Eingang der Höhle sind alle Feuerfarb und schwarz, so wie die ganze Dekoration, Hecate und

Charon sind schwarz und Feuerfarb, die Schatten hellgrau Immortalita weifs, Erodion wie ein römischer Jüngling gekleidet. Eine grofse feurige Schlange die sich in den Schwanz beifst, bildet einen grofsen Kreis, dessen Raum Immortalita nie überschreitet.

Immortalita (wie aus einer Betäubung erwachend.) Charon! Charon.

Charon (seinen Kahn inne haltend.) Was rufst du mich?

Immortalita. Wann kommt die Zeit?

Charon. Sieh die Schlange zu deinen Füfsen an, noch ist sie fest geschlossen, der Zauber dauert so lange dieser Kreis dich umschliefst, du weifst es, warum fragst du mich?

Immortalita. Ungütiger Greis, wenn es mich nun tröstete, die Verheifsung einer bessern Zukunft noch einmal zu vernehmen, warum versagst du mir ein freundliches Wort?

Charon. Wir sind im Lande des Schweigens.

Immortalita. Wahrsage mir noch einmal.

Charon. Deute meine Geberden, ich hasse die Rede.

Immortalita. Rede! Rede!

Charon. Frage Hekaten (er fährt hinweg.)

Immortalita (streut Weihrauch auf den Altar.) Hekate! Göttin der Mitternacht! Enthüllerin der Zukunft die im dunklen Schoſse des Nichtseyns schläft! Geheimnifsvolle Hekate! Hekate! erscheine.

Hekate. Mächtige Beschwörerin! (sie kömmt hinter dem Altar halb hervor). Was rufst du mich aus den Höhlen ewiger Mitternacht; dies Ufer ist mir verhaſst, sein Dunkel zu helle, ja mir däucht ein niedriger Schein aus dem Lande des Lebens habe sich hierher verirrt.

Immortalita. O vergieb Hekate! und erhöre meine Bitte.

Hekate. Bitte nicht, du bist hier Königinn, du herrschest hier und weist es nicht.

Immortalita. Ich weifs es nicht! warum kenne ich mich nicht?

Hekate. Weil du dich nicht sehen kannst.

Immortalita. Wer wird mir einen Spiegel zeigen, dals ich mich darin anschaue?

Hekate. Die Liebe.

Immortalita. Warum die Liebe?

Hekate. Weil nur ihre Unendlichkeit ein Maas für die deine ist.

Immortalita. Wie weit erstreckt sich mein Reich?

Hekate. Ueber jenseits, einst über Alles.

Immortalita. Wie? wird einst diese undurchdringliche Scheidewand zerfallen, die mein Reich von der Oberwelt scheidet.

Hekate. Sie wird zerfallen, du wirst wohnen im Licht, und alle werden dich finden.

Immortalita. O wann wird dies geschehen?

Hekate. Wenn gläubige Liebe dich der Nacht entführt.

Immortalita. Wann? in Stunden, Jahren?

Hekate. Zähle die Stunden nicht, bei dir ist keine Zeit. Siehe zur Erde! die Schlange windet sich ängstlich, fester beifst sie sich ein, vergeblich will sie dich gefangen halten in ihrem engen Kreis, dein Reich erweitert sich, vergeblich ist ihr Widerstand, die Herrschaft des Unglaubens, der Barbarei und der Nacht sinkt dahin.

(Sie verschwindet.)

Immortalita. O Zukunft wirst du der Vergangenheit gleichen! jener seligen fernen Vergangenheit, wo ich mit Göttern in ewiger Klarheit wohn-

te. Ich lächelte sie Alle an, und mein Lächeln verklärte sich auf ihrer Stirne in einem Glanz den ihnen kein Nektar geben konnte. Hebe dankte mir ihre Jugend, Aphrodite ihre immer blühende Reize, aber ein finsteres Zeitalter kam, von ihren Thronen wurden die seligen Götter gestofsen, ich wurde von ihnen getrennt, ihr Leben war dahin, sie giengen zurück in die Lebenselemente aus denen sie entsprungen waren, ehe mein Hauch ihnen Dauer verliehen hatte; Jupiter gieng zurück in die Kräfte des Himmels, Eros in die Herzen der Menschen, Minerva in die Gedanken der Weisen, die Musen in die Gesänge der Dichter. Und ich Unglücklichste von allen! ich wand den Helden und Dichtern keine unverwelkliche Lorbeern mehr, verbannt in dies Reich der Nacht! dies Land der Schatten! dies düstere Jenseits! mufs ich nur der Zukunft entgegen leben.

Charon. (fährt mit Schatten vorüber) Neigt euch Schatten, dis ist die Königinn des Erebos, dafs ihr noch lebt nach eurem Leben, ist ihr Werk.

(Chor der Schatten.)

Stille führet uns der Nachen
Nach dem unbekannten Land,
Wo die Sonne nicht wird tagen
An dem ewig finstern Strand. —
Zagend sehen wir ihn eilen,
Denn der Blick möcht noch verweilen
An des Lebens buntem Rand

(Sie fahren weg.)

Die vorige Scene.

Charons Nachen im Begriff zu landen. Erodion springt aus dem Nachen. Immortalita im Hintergrund.

Erodion. Zurück Charon, von diesem Ufer, das kein Schatten betreten darf! Was siehst du mich an? Ich bin kein Schatten wie ihr; eine frohe Hoffnung, ein träumerischer Glaube ha-

ben meines Lebens Funken zur Flamme angeblasen.

Charon. (für sich) Gewiſs ist dies der junge Mann, der die goldne Zukunft in sich trägt (er fährt ab mit seinem Kahn.)

Immortalita (tritt hervor) Ja du bist der Jüngling, von dem Hekate mir weissagte. Bei deinem Anblik ist mir, als ob ein Strahl des Tages durch diese alte Hallen, durch diese erebische Nacht hereinbräche.

Erodion. Wenn ich der Mann deiner Weissagungen bin, Mädchen oder Göttin! wie ich dich nennen soll, so glaube mir, du bist die innerste Ahndung meines Herzens.

Immortalita. Sage mir wer du bist, wie du heissest, und wo du den Weg fandest, in dieses pfadlose Gestade? wo weder Schatten noch Menschen wandlen dürfen, sondern nur die unterirdischen Götter.

Erodion. Ungern mögt' ich dir von etwas anderm reden, als von meiner Liebe, aber so ich dir mein Leben erzähle, rede ich von meiner Liebe. Höre mich denn: ich bin Eros Sohn und seiner Mutter Aphrodite, diese doppelte Vereinigung, der Liebe und Schönheit, hatte schon in mein Daseyn die Idee eines Genusses gelegt, den ich nirgends finden konnte, und den ich doch überall ahndete und suchte. Lange war ich ein Fremdling auf Erden, und ich mochte von ihren Schattengütern nichts genieſsen, bis mir durch deinen Traum oder Eingebung eine dunkle Vorstellung von dir in die Seele kam. Ueberall gegleitete mich diese Idee, dieser Abglanz von dir, und überall verfolgte ich diese geliebte Erscheinung, auch wenn sie mir untertauchte in das Land der Träume folgte ich ihr nach, und erschien so vor den äussersten Thoren der Unterwelt. Aber nie konnte ich zu dir durchdrin-

gen; ein unseliges Geschick rief mich immer wieder an die Oberwelt.

Immortalita. Wie Jüngling, so hast du mich geliebt, dafs du lieber Hälios und das Morgenroth nicht mehr sehen wolltest, als mich nicht finden?

Erodion. So hab ich dich geliebt, und ohne dich konnte mich die Erde nicht mehr ergötzen, nicht mehr der blumige Frühling, der sonnigte Tag nicht, nicht die thauige Nacht, Schönheiten die zu besitzen Pluto sein finsteres Zepter gerne vertauscht hätte. Aber wie eine gröfsere Liebe sich vereint hatte, in den Umarmungen meiner Eltern, als alle andre Liebe, denn sie waren die Liebe selbst; so war auch die Sehnsucht die mich zu dir trieb die mächtigste, und siegreich über alle Hindernisse war mein Glaube dich zu finden; denn meine Eltern, die wohl wufsten, dafs der, aus Lieb' und Schönheit entsprungen, nichts höheres auf Erden fin-

den würde, als sich selbst, hatten mir diesen Glauben gegeben, damit meine Kraft nicht ermüden möge, nach Höherem zu streben ausser mir.

Immortalita. Aber wie kamst du endlich zu mir? unwillig nimmt Charon Lebende in das morsche Fahrzeug, nur für Schatten erbaut.

Erodion. Einst war meine Sehnsucht dich zu schauen so grofs, das alles was die Menschen erdacht haben, dich ungewifs zu machen, mir klein und nichtig erschien, ein begeisterter Muth erfüllte mein ganzes Wesen: ich will nichts, nichts als sie besitzen, so dacht ich, und kühn warf ich alle Güter dieser Erde hinweg von mir, und führte mein Fahrzeug an den gefährlichen Felsen, wo alles Irdische scheitern sollte. Noch einmal dacht ich: wenn du alles verlöhrst um nichts zu finden? aber hohe Zuversicht verdrängte den Zweifel, fröhlig sagt' ich der Oberwelt das letzte

Lebewohl; die Nacht verschlang mich eine gräfsliche Pause! und ich fand mich bei dir. — Die Fackel meines Lebens brennt noch jenseits der stygischen Wasser.

Immortalita. Die Heroen der Vorwelt haben diesen Pfad schon betreten, der Muth hat Streifereien in dies Gebiet gewagt, aber nur der Liebe war es vorbehalten, ein dauernd Reich hier zu gründen. Die Bewohner des Orkus sagen, mein Daseyn hauche ihnen unsterbliches Leben ein, so sey denn auch du unsterblich; denn du hast etwas Unnennbares in mir bewirkt, ich lebte ein Mumienleben, aber du hast mir eine Seele eingehaucht. Ja, theurer Jüngling! in deiner Liebe erblicke ich mich selbst verklärt; ich weifs nun wer ich bin, weifs, dafs ein sonniger Tag diese alten Hallen beglänzen wird.

Hekate tritt hinter dem Altar hervor.

Hekate. Erodion! trete in den Kreis der Schlange. (Er thut es: die Schlange verschwindet) Zu lange, Immortalita, warst du, durch die Macht des Unglaubens und der Barbarei, von Wenigen gekannt, von Vielen bezweifelt, in diesen engen Kreis gebannt. Ein Orakel, so alt als die Welt, hat gesagt, der glaubigen Liebe würde es gelingen, dich selbst in dem erebischen Dunkel zu finden, dich hervorzuziehen und deinen Thron in ewiger Klarheit, zugänglich für Alle, zu gründen. Diese Zeit ist nun gekommen, dir, Erodion, bleibt nur noch etwas zu thun übrig.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen Theil der Elisäischen Gärten, die Scene ist matt erleuchtet, man sieht Schatten hin und wieder irren. Zur Seite ein Fels, im Hintergrund der Styx und Charons Nachen.

Die Vorigen.

Hekate. Sieh Erodion, diesen Einsturz drohenden Felsen, er ist die unübersteigliche Scheidewand, der das Reich des sterblichen Lebens von dem deiner Gebietorin scheidet, er verwehrt dem Sonnenlicht seine Strahlen hierher zu senden, und getrennten Lieben sich wieder zu begegnen. Erodion! versuche es, diesen Felsen einzustürzen, dafs deine Geliebte auf seinen Trümmern aus der engen Unterwelt steigen möge; dafs ferner nichts Unübersteigliches das Land der Todten von dem der Lebenden trenne.

Erodion schlägt an den Felsen, er stürzt ein, es wird plötzlich helle.

Immortalita. Triumph! der Fels ist gesunken, von nun an sey es den Gedanken der Liebe, den Träumen der Sehnsucht, der Begeisterung der Dichter vergönnt, aus dem Lebenslande in

das Schattenreich herabzusteigen und wieder zurück zu gehen.

Hekate. Heil! dreifaches, unsterbliches Leben, wird dies blasse Schattenreich beseelen, nun dein Reich gegründet ist.

Immortalita. Komm Erodion, steige mit mir auf, in ewige Klarheit; und alle Liebe, und jegliche Treflichkeit sollen meines Reiches theilhaftig werden. Und du Charon, entfalte deine Stirne, sey ein freundlicher Geleiter derer die mein Reich betreten wollen.

Erodion. Wohl mir, dafs ich die heilige Ahndung meines Herzens, wie der Vesta Feuer, treu bewahrte; wohl mir, dafs ich den Muth hatte, der Sterblichkeit zu sterben, und der Unsterblichkeit zu leben, das Sichtbare dem Unsichtbaren zu opfern.

Der Adept.

Ein Weiser, der schon viel erforschet,
Doch nie des Forschens müde war,
Gelangte einst zum Indier Lande,
Nach manchem langen Wandrungsjahr.

Die Priester dieses Landes rühmen
Sich viel geheimer Wissenschaft,
Sie wissen Seyn und Schein zu trennen,
Und kennen aller Dinge Kraft.

Zum Schüler läfst sich Valus weihen,
Verbindet sich durch einen Eid,
Geheimnifsvoll, zu diesem Orden,
Wie es der Priester ihm gebeut.

Wie eitel all sein vorig Wissen;
Das siehet bald schon Valus ein,
Kannt' er doch nie der Dinge Seele
Begnügt' an Namen sich und Schein.

Eins sieht er nun in jeder Summe,
Sieht den Naturgeist immer neu
Und immer alt in ew'gem Wandel
Wie er in allen Formen sey.

Jetzt kann er die Natur belauschen,
Er kann ihr tiefstes Wirken schaun,
Weifs, wie die Stoffe sich vermählen
Und wie die Erden sich erbaun.

Jetzt giebt man ihm die dritte Weihe,
Ein Vorzug wen'ger Weisen nur;
Denn sie, die alles sonst durchschauten
Beherrschen jetzo die Natur.

Nachdem er dreimal so geweihet,
Hat er den grofsen Schritt gethan,
Der seines Lebens lange Reise
Geschieden von der Menschheit Bahn.

Viel Zeiten gehn an ihm vorüber,
Er siehet die Geschlechter fliehn,
Und bleibt allein in allem Wandel,
Indes die Dinge kommen, ziehn.

Nachdem er oft den Kreis gesehen
Den immer die Natur gemacht,
Ergreiffen Schauer seine Seele,
Denn Alles kehrt wie Tag und Nacht.

Der Neuheit Reiz ist ihm verlohren,
Er kennet was die Erde trägt.
Er findet sich allein auf Erden,
Die Menschen sind nicht sein Geschlecht.

Geleert hat er des Lebens Becher
Und lebet immer, immer fort.
Er kann dem Meere nicht entsteigen
Und hat gelandet doch im Port.

Weh' dem! ruft er: der auf dem Gipfel
Des Daseyns also stille steht.
Nicht Ew'ges kann der Mensch ertragen,
Und wohl ihm, wenn er auch vergeht.

Ein apokaliptisches Fragment.

1. Ich stand auf einem hohen Fels im Mittelmeer, und vor mir war der Ost, und hinter mir der West, und der Wind ruhte auf der See.

2. Da sank die Sonne, und kaum war sie verhüllt im Niedergang, so stieg im Aufgang das Morgenroth wieder empor, und Morgen, Mittag, Abend und Nacht, jagten sich, in schwindelnder Eile, um den Bogen des Himmels.

3. Erstaunt sah ich sie sich drehen in wilden Kreisen; mein Puls floh nicht schneller, meine Gedanken bewegten sich nicht rascher, und die Zeit in mir gieng den gewohnten Gang, indes sie ausser mir, sich nach neuem Gesetz bewegte.

4. Ich wollte mich hinstürzen in das Morgenroth, oder mich tauchen in die Schatten der Nacht, um mit in ihre Eile gezogen zu werden, und nicht so langsam zu leben; da ich sie aber immer betrachtete, ward ich sehr müde und entschlief.

5. Da sah ich ein weites Meer vor mir, das von keinem Ufer umgeben war, weder im Ost noch Süd noch West, noch Nord: kein Windstofs bewegte die Wellen, aber die unermefsliche See bewegte sich doch in ihren Tiefen, wie von innern Gährungen bewegt.

6. Und mancherlei Gestalten stiegen herauf, aus dem Schoos des tiefen Meeres, und Nebel stiegen empor und wurden Wolken, und die Wolken senkten sich, und berührten in zuckenden Blitzen die gebährenden Wogen.

7. Und immer manichfaltigere Gestalten entstiegen der Tiefe, aber mich ergriffen Schwindel und eine sonder-

bare Bangigkeit, meine Gedanken wurden hie hin und dort hin getrieben, wie eine Fackel vom Sturmwind, bis meine Erinnerung erlosch.

8. Da ich aber wieder erwachte, und von mir zu wissen anfieng, wufste ich nicht, wie lange ich geschlafen hatte, ob es Jahrhunderte oder Minuten waren; denn ob ich gleich dumpfe und verworrene Träume gehabt hatte, so war mir doch nichts begegnet, was mich an die Zeit errinnert hätte.

9. Aber es war ein dunkles Gefühl in mir, als habe ich geruht im Schoose dieses Meeres und sey ihm entstiegen, wie die andern Gestalten. Und ich schien mir ein tropfen Thau, und bewegte mich lustig hin und wieder in der Luft, und freute mich, dafs die Sonne sich in mir spiegle, und die Sterne mich beschauten.

10. Ich liefs mich von den Lüften in raschen Zügen dahin tragen, ich gesell-

te mich zum Abendroth, und zu des Regenbogens siebenfarbigen Tropfen, ich reihte mich mit meinen Gespielen um den Mond wenn er sich bergen wollte, und begleitete seine Bahn.

11. Die Vergangenheit war mir dahin! ich gehörte nur der Gegenwart. Aber eine Sehnsucht war in mir, die ihren Gegenstand nicht kannte, ich suchte immer, aber jedes Gefundene war nicht das Gesuchte, und sehnend trieb ich mich umher im Unendlichen.

12. Einst ward ich gewahr, dafs alle die Wesen, die aus dem Meere gestiegen waren, wieder zu ihm zurückkehrten, und sich in wechselnden Formen wieder erzeugten. Mich befremdete diese Erscheinung; denn ich hatte von keinem Ende gewufst. Da dachte ich, meine Sehnsucht sey auch, zurück zu kehren, zu der Quelle des Lebens.

13. Und da ich dies dachte, und fast lebendiger fühlte, als all mein Bewufstseyn, ward plötzlich mein Gemüth wie mit betäubenden Nebeln umgeben. Aber sie schwanden bald, ich schien mir nicht mehr ich, und doch mehr als sonst ich, meine Gränzen konnte ich nicht mehr finden, mein Bewufstseyn hatte sie überschritten, es war gröfser, anders, und doch fühlte ich mich in ihm.

14. Erlöset war ich von den engen Schranken meines Wesens, und kein einzler Tropfen mehr, ich war allem wiedergegeben, und alles gehörte mir mit an, ich dachte, und fühlte, wogte im Meer, glänzte in der Sonne, kreiste mit den Sternen; ich fühlte mich in allem, und genos alles in mir.

15. Drum, wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist nicht zwei, nicht drei, nicht tausende, es ist Eins und alles;

es ist nicht Körper und Geist geschieden, dafs das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es ist Eins, gehört sich selbst, und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, und sichtbar, und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.

MORA.

Mora.

Frothal, König von Scandinavien.
Mora, seine Geliebte.
Karmor, ein Krieger.
Thormod, Carul } Barden.

Carul. Wehet ihr Lüfte des Frühlings, spielt mit den Locken der Mädchen, flüstert im hohen Gras der Wiese, und rauscht in den Wipfeln des Hains; aber haltet eure Fittiche, dafs sie nicht aufrauschen im Sturm, und meine Stimme ungehört entführen, wenn ich den Frühling singe. Schön bist du o Frühling! lieblich deine Tritte über die Fluren! Blumen entkeimen; Quellen

entsprudeln dir! Dir jauchzen die Vögel entgegen, diese melodische Barden der Natur, und sie verstummen, wenn du enteilest, du lieblicher, säuselnder Sohn des Himmels.

Thormod. Sahst du den Abend herabsteigen auf die Hügel von Scandinavien? du lieblicher Sänger des Frühlings! langsam sind seine Schritte, dunkel sein Gewand von Wolken. Er steigt herauf über die Wälder und Berge, wie die Geister der Verstorb'nen aus ihren Gräbern. Da verstummen die Vögel, kühle Schauer durchzucken alles Leben, feuchte Nebeldünste versammeln sich. Nur der Wiederhall seufzt durch die Nacht, nur die Unke des Sumpfs, und die krächzende Eule unterreden sich mit ihm.

Carul. Aber die Sterne kommen und lächlen freundlich, und die glänzenden Locken des Mondes, seine grünichen Strahlen erleuchten die Erde.

Nicht alles Leben verstummt in der Nacht, die Lüfte des Abends säuseln, der Wasserfall murmelt melodisch; und das Land der Träume öffnet seine Thore, und die lieblichen Kinder der Gedanken flattern herauf, und küssen die Stirnen der Schlummernden.

Thormod. Horch! was braust durch den Wald? was hebt so die wogende See? die Winde haben ihre Fesseln gelöst. Reichlicher Regen stürzt herab, Wolken thürmen sich! Blitze zerspalten die Nacht! der Stern des Abends weint in seinen Wolken, die Orkane haben sich aufgerafft, zerwühlen den Busen des schäumenden Meers, und zerreissen die Segel kämpfender Schiffe. Der Donner rollt! und der Sohn der Felsen ruft ihm mit hundert Stimmen nach.

Carul. Frothal, der König der Speere wandelt allein und verirret im Wald, dunkel ist die Nacht, und sein Fuss betritt nicht den Weg der Heimath.

Thormod. Gräfslich rollt der Donner, die Erde zittert, aber Frothal zittert nicht.

Carul. Sieh! durch die Nacht sendet ein freundliches Licht den bleichen Schimmer, es ist das Licht von Mora, der schönen Tochter von Torlat. Ihre gastliche Hütte empfängt den irrenden Wand'rer, und ihre Schönheit umfängt das Herz des Königs. Da war Frothal nicht verirrt, als er irrte zu dem lieblichen Mädchen.

Frothal. Angenehm ist meinem Ohre euer Gesang, ihr Barden des Liedes.

Mora. Thormod! dein Gesang ist wie der Flug des Adlers. Carul! lieblich ist dein Lied wie die Stimme der Liebe.

Frothal. Meine Seele ist erregt, mein Arm zuckt nach dem Speer. Komm mit mir zur Jagd der waldigen Insel, Tochter von Torlat.

Mora. Gehe nicht zur Jagd der wald'gen Insel, meine Seele bangt, denn mich warnte ein Traum; ich sah dich erlegt vom Jagdspies, darum meide die Jagd, o König!

Frothal. Soll ich die Jagd vermeiden! nimmer Mädchen, nimmer meid ich Gefahr, denn mir ward Liebe und Ruhm, so ist mein Sterben kein Tod, was fürcht' ich noch, Tochter von Torlat?

Mora. Stirbst du mit Ruhm und Liebe, so starbst du doch Frothal für mich.

Frothal. Komm zur muntern Jagd, nimm die Waffen der Könige Scandinaviens dafs du glänzest im Stahle der Helden, und folge mir Mädchen.

Mora allein nachher Karmor.

Mora. Die Nacht ist verbraust auf den waldigen Höhen, und Frothal

schlummert so süfs in der Höhle des Felsen. Ach! mir gab die Jagd nicht Freude, die Ermüdung nicht Schlummer. Meine Seele ist traurig, mein Herz klopft ängstlicher und Frothal schlummert so süfs.

Karmor. Ja er mufs hier seyn, hier in der Höhle. Frothal! komm!

Mora. Was willst du von Frothal? Warum verscheucht deine Stimme den Schlummer?

Karmor. Ich rufe den König zum Zweikampf.

Mora. Warum rufst du ihn!

Karmor. Er hat mir die Seele meines Busens geraubt, ich liebte die Tochter von Torlat, und sie wählt ihn.

Mora. Sie wählt ihn, und nicht dich. Was nutzt dir der Kampf? was hilft dir der Sieg?

Karmor. Du bist Frothal, dies ist sein Schwerd, dies der Schild der Könige, komm zum Kampfe um Tortala

langlockigte Tochter. Oder fürchtest du das Schwert von Karmor, wie's dein Zögern verräth, kämpfst du nicht für das Mädchen deiner Liebe!

Mora. Komm, mich dürstet nach Kampf, mein Muth jauchzt der Gefahr entgegen, komm!

Frothal, nachher Thorinod und Carul.

Frothal, welches Getös erweckte mich! mir war als vernähm ich fernes Waffengeklirr! aber jetzt ists so stille, nur der Morgenhauch schlüpft durch die Blätter. — Horch! was rauscht im Wald? es ist der leise Fufstritt von Mora. Mora! komm, komm meine Geliebte!

Carul. Mora kommt nicht zu dir, o König der Speere!

Thormod. Mora begegnet dir nicht mehr, nicht mehr in der Halle der Muscheln, noch auf grünenden Triften.

Sie wandelt in Walhallas traumreichen Hainen, durchbohrt ist ihr Busen so weifs, die dunkeln Locken schwimmen im Blut.

Frothal. Trauer umnachtet meine Seele, ihr Söhne des Gesangs! ewige Trauer umarmt mich.

Carul. Karmor, der düstere Krieger, liebte das Mädchen, und fodern wollt' er dich zum Kampfe, aber Moras Schild glänzte wie der der Könige, ihr Schwert war das der Herrscher. Frothal! sie fiel für dich.

Frothal. Singet ihr Barden, das Lob der schönen Tochter von Torlat! singet den Ruhm des Mädchens, dafs unsterblich blühe die leicht verwelkliche Schönheit. Und ruft mir zum Kampfe den finstern Karmor, fallen soll er, und wäre sein Arm mächtig wie der Arm von Thor, sein Schwert wie Odins.

Carul. Mora du bist gefallen in deiner Schönheit, gesunken in deiner Blüthe! lieblich warst du wie der Stern des Abends, freundlich wie die scheidende Sonne.

Thormod. Brüllende Bergströme stürzen von ihren Gipfeln, Wogen brausen! tobende Winde heulen über der Eb'ne, aber nicht Bergströme, Wogen, und Stürme erwecken Mora, denn sie schläft den langen Schlummer. Mora! Mora dich erweckt nicht der blumige Frühling, nicht der Glanz des Morgens nicht der Purpur des Abends, nicht der Ruf der Liebe. Schön ists zu wandeln, im Lichte des Lebens, aber eng ist das Grab und finster, ewig der Schlummer, darum weinet um Mora, denn sie kehrt nicht wieder zum Lichte.

Musa.

Der grofse Ba - Yazed war in einer schmählichen Gefangenschaft gestorben, das osmanische Reich in seinen Grundfesten erschüttert, denn seine Macht ward in der blutigen Schlacht bei Ancyra durch den Beherrscher der Mongolen, Timurlank, zerbrochen. Dennoch stand es da, wie eine Ruine, die nur eines gewaltigen Herrscherwortes bedurfte, um herrlicher aus dem Schutt hervorzusteigen. Ba-Yazed hatte drei Söhne hinterlassen, Solimann, Muhamed, und Musa. Musa der Jüngere wurde in dem Hause Othmans seines Oheims erzogen, und der Liebe süseste Bande knüpften ihn frühe an Fetama, Othmans Tochter, und an dessen Sohn Cara-Boga die innigste Freundschaft. So hatte er das siebzehnte Jahr erreicht, als ihn

Timurlank zum Sultan der Osmannen ernannte. Gewaltige unaussprechliche Gefühle bewegten die Seele des Jünglings, die bis jetzt sanft und stille war, er staunte nicht lange dankbar über sein Glück, er griff rasch darnach, und wollte es gebrauchen, als sey es ihm angebohren; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Solimann, sein ältester Bruder, schlau, gewand, ehrgeizig, gewann die Herzen des Volks, er bestieg den Thron, Musa wurde in den Kerker geschleppt, und Fetama die treulose Fetama! gab ihr Herz dem neuen Kronbesitzer. Cara - Boga entzweite sich mit seinem Vater, seiner Schwester, und folgte dem unglücklichen Musa in den Kerker.

Des Gefängnisses tiefe Todtenstille vermochte nicht, Musas wilde Verzweiflung in Schlummer einzuwiegen, und die ewige Nacht die ihn umgab, konnte die Flammen die ihn verzehrten

nicht in ihre Schatten begraben. Seine Jugend verblühte im Kerker, seine Tugend erlag der Rache quälenden Gedanken, er war wie ein lebendig Begrabner der verzweifelnd kämpft, den Grabhügel von sich weg zu wälzen, und endlich in schrecklicher Raserei sein eignes Gebein zerreifst.

Schon war ein Jahr so verflossen, als Cara Boga beschlofs ihn zu retten; er verliefs ihn mit dem heiligen Schwur: ihm die Krone seiner Väter aufzusetzen oder zu sterben.

Cara Boga wufste seinem Vater, viele Grofsen des Reichs und einen Theil der Janitscharen durch Bitten und Versprechungen auf Musas Seite zu bringen. Alle vereinigten sich, den Tirannen Solimann zu stürzen, und Cara Boga zu gehorchen, bis Musa den Zepter würde ergriffen haben. Die entscheidende Nacht nahte. Mohadi, Grosvezier und mitverschworen, beneidete Cara

Bogas Ansehen und künftigen Einfluſs. Im Getümmel der Empörung, stieſs er ihm, mit Hülfe einiger Anführer der Janitscharen, das Schwert in die Brust. Doch wurde der Plan der Verschwörung dadurch nicht unterbrochen; der Pallast fiel durch Mohadis Verrath in die Hände der Verschwornen. Solimann fiel, mit Wunden bedeckt. Jetzt stieg der Tag herauf! Die Janitscharen eilten nach Musas Gefängniſs; ihm träumte eben: Cara-Boga sey in ein Leichentuch verhüllt, vor ihm vorübergegangen, den Blick traurig, sein Haar blutig! Musa streckte die Hände nach ihm aus, rief ihm; aber er antwortete nicht. Da klirrten die Riegel des Gefängnisses; die Janitscharen drangen herein. Musa riſs sich empor aus dem Schlummer: Cara-Boga! wollt' er rufen; da blitzte ihm die Krone entgegen, da jauchzte das Volk, kleidete ihn in Purpur und führte ihn unter einen

Thronhimmel, auf dem Marktplatz von Prusa errichtet.

Musas Wangen waren bleich, seine Augen brannten wie zwei Vulkane in einer eingeäscherten Wildnifs, eine erzwung'ne Majestät, unter deren Druck er fast zu erliegen schien, war über sein ganzes Wesen ausgegossen, und er sah aus wie die finstere Pracht eines Grabmahls, das ein blühendes Geschlecht bedeckt.

Durch das Getümmel hindurch drängte sich Mohadi und überreichte dem neuen König, in knechtischer Demuth, das Zepter, und ihm nach drängte sich Othmann, fiel nieder und sprach: Grosser König! deine erste Handlung sey Gerechtigkeit! Cara Boga, dein Freund, der dich liebte wie den Morgen, ist gefallen, nicht im rühmlichen Kampf für dich; durch tückischen Meuchelmord Mohadis. Sein letzter Laut war Segen dir!

Eine schreckliche Stille herrschte; der Sultan verhüllte sich in den Purpur, Zeugen traten auf und zeugten gegen Mohadi, und dieser sank zitternd zur Erde. Da rief Musa mit schrecklicher Stimme: Janitscharen! tödtet ihn auf der Stelle, dafs des Mörders Anblick kein Auge mehr vergifte.

Aber das Volk und die Janitscharen riefen: Gnade! Gnade dem Vezir!

Ihr Alle habt mich an einem schrecklichen Tag verlassen, sagte Musa: ruhig saht ihr, wie mich der Bruderhafs in den Kerker stürtzte, nur er folgte mir, und mochte den Tag nicht sehen, und keine Freude haben, ohne mich, und jetzt, da er die Herrlichkeit die er mir bereitet hat, mit mir theilen soll, jetzt ist er ermordet! schändlich! meuchelmörderisch! tödtet den Mohadi, er hat einen Tropfen langsamen Giftes in meinen Lebensbecher gegossen, er soll nicht zusehen, wie ich ihn austrinke, wie er mein Eingeweide verzehrt.

Aber immer noch: Gnade! Gnade! riefen die Völker.

Ihr gehorcht immer noch nicht? sagte Musa: wohl! ich mag diesen Thron nicht, wenn er mir nicht die Gewalt giebt, so blutiges Verbrechen zu bestrafen; mag in dieser Welt nicht leben die so schändliche Sünde gut heifst; ich steige hinab zu meinem Freunde und tröste ihn über seines Volkes Feigheit. Kommt! tödtet mich! ich falle wie es mir geziemt, im Purpur, königlich, herrlich, dieser Tod ist mein Leben werth; kommt! So sprach Musa, und sich selbst vergessend in fieberhafter Tollkühnheit kniete er sich unter die Säbel der murrenden Janitscharen, um den tödtlichen Streich zu empfangen. Aber sie sahen seine königliche Schönheit; der tiefe Schmerz in dem er ganz verlohren war, ergriff sie, Mohadi wurde der rächenden Gerechtigkeit geopfert, und Musa bestieg den Thron.

Die Erscheinung.

Siegreich zog das persische Heer gen Ispahan, durch die südlichen Provinzen zurück. Am Eingang der Bucht von Ormus ward, in einem angenehmen Thale, ein Lustlager errichtet, damit der König sich dort ergötzen mögte, indes die Hauptstadt sich bereitete, den Sieger mit asiatischem Pomp zu empfangen.

Es war Abend. Musik, Gesang und Freude war in allen Theilen des Lagers, nur der König safs einsam unter einem Palmbaum und vernahm nichts als das ungestüme Brausen der See an den Felsen von Ormus, denn seine Seele war der Freude verschlossen. Da trat Nadira zu ihm. Nadira! die Sängerin süfser Wehmuth. Dunkle Locken umflossen, wie Trauergedanken, die Stirne des Mädchens, das Feuer ihrer Au-

gen erlosch in glänzenden Thränen, leise umschwebte ihre Stimme die bebenden Saiten, leise, wie die Lüfte des Frühlings umschweben die duftenden Blumen, und sie sang:

„Die Sonne ist in Purpurfluthen versunken, die Mittagswinde kühlen ihre heissen Flügel in den Düften der Nacht, und die freundlichen Sterne steigen herauf, und erwecken zu Leben und Freude. Aber o ihr Sterne! und du Sonne der Nacht! silberner Mond! warum erweckt ihr nicht Freude im Busen Selimas? Schön war Selima, wie ein Engel der Gnade, aber jetzt ist sie bleich, wild weht ihr Haar, ihr Mund lächelt nicht, ihr Auge ist starr, denn Astor ist dahin! er wird nimmer gefunden, der schöne Astor!

Astor! Astor! rief der König: o Sängerin! warum hast du meinem Schmerze diesen Namen genannt?

Er raffte sich wild auf, und eilte fort durch die Nacht; die Hände ringend, gieng er am Ufer auf und nieder, und rief noch immer: Astor! Astor! du wirst nimmer gefunden!

Ebn-Allar folgte bestürzt seinem König, und redete ihn also an:

Warum o glänzender Jüngling! Liebling der Gottheit! warum vertrauerst du den Frühling deines Lebens? Ruhm und Liebe lächlen dir, und du trauerst? Komm verlasse diesen düstern Aufenthalt, der Himmel liegt schwer und drohend über der See, komm! verlafs diesen Ort.

König. Finsterer als dieser Ort ist meine Seele, blutige Todesengel schlagen ihre schwarzen Flügel um mein Haupt. O Astor! aus deinem vergossenen Blute, steigt ein böser Geist rächend herauf. — Unglückselige That! war er der Verräther, warum mufste ich der Mörder seyn?

Ebn-Allar. Vergiſs den Todten, und gedenke der Lebenden, er hat dir die Treue gebrochen, sein Tod war Gerechtigkeit.

König. Wenn du jemals mein Freund warst, Ebn-Allar, so gieb mir den einzigen Trost, dessen ich fähig bin. Du rühmst dich der Wissenschaft, Todte aus ihren Gräbern zu rufen, und ihre verschlossenen Lippen zu öffnen: wenn du es kannst? so rufe mir jetzt den Geist von Astor.

Ebn-Allar gehorchte, Beschwörungen murmelnd, warf er sich andächtig verzuckt am Meerestrand nieder.

Die Wogen brachen sich ächzend am Ufer, die Nachtwinde brausten mit wildem Ungestüm, und über das Thor des Todes flogen krächzende Nachtvögel. Mit schaudernder Erwartung sah der König hinaus in die Nacht, da vernahm er ein leises Rieseln der Fluthen, und aus den Wassern erhob sich lang-

sam ein bleicher Jüngling mit blutigen Locken, ein blasser Mondschein umglänzte ihn, und sein Blick weilte traurig auf dem König.

Geist. Was rufst du mich herauf? König von Persien!

König. Astor! bist du unschuldig? oder strebtest du nach meiner Krone und meinem Leben?

Geist. Das Blut das an deinem Dolche klebt ist unschuldig, mein letztes Todesröcheln war Vergebung dir, aber du vernahmst es nicht. Immer tiefer in die Wogen hinab sank die bleiche Gestalt, die Wasser rieselten, und rauschten endlich dahin über die blutigen Locken.

Vergieb mir! vergieb mir! ich komme dich zu versöhnen! rief der König, und streckte die Hände nach dem Verschwindenden aus, als wollt er ihn erfassen an den blutigen Locken, oder am Grabtuch. Jetzt öffnete das Meer

den weiten Schoos, der König stürtzte hinab, und verschlungen von den Fluthen war der Jüngling, in der Blüthe der Jugend, in dem Glanze des Ruhms.

Der Traurende und die Elfen.

Zum Grab der Trauten schleicht der Knabe,
Ihm ist das Herz so bang und schwer;
Da sinkt die dunkle Nacht hernieder
Und bleiche Geister geh'n umher;
Des Abends feuchte Nebel thauen,
Der Nachtwind wühlt in seinem Haar,
Das Alles wird er nicht gewahr.

In Träumen ist er ganz verlohren,
Er merket nicht der Stunden Gang;
Da wekt ihn aus dem dumpfen Schlummer
Musik und froher Chorgesang,
Er blicket auf: und schaut den Reigen
Der Elfen, deren munt'rer Tanz
Sich schlingt um frischer Gräber Kranz.

Und sieh! ihm naht der Elfen Schönste,
Und spricht: „was trauerst du so sehr?
Komm! ist dein Mädchen dir gestorben?
Vergifs sie! komm zum Tanze her.
Frei sind wir Elfen, ohne Sorgen,
Leicht wie der Sinn ist unser Fufs,
Und froh und leicht sind Lieb und Kufs.

O zögre nicht! nur wenig Stunden
So moderst du, nur kurze Zeit
So welket Alles was jetzt blühet,
Drum komm! entsag dem schweren
Leid'. —
Wild springt er auf zum raschen Tanze
Und über seiner Braut Gebein
Schlingt sich der lust'ge Elfenreihn.

Er tanzt, vergisset die Geliebte,
Leicht, wie der Elfen, wird sein Sinn,
Entbunden aller Erdensorgen
Schwingt er sich über Wolken hin.
Er sieht Geschlechter kommen, sterben,
Kann Alles froh und lustig sehn
Der Dinge Blühen und Vergehn.

Die Bande der Liebe.

Ach! mein Geliebter ist tod! er wandelt
im Lande der Schatten
Sterne leuchten ihm nicht, ihm erglänzet kein Tag
Und ihm schweigt die Geschichte; das Schicksal der Zeiten
Gehet den mächtigen Gang, doch ihn erwecket es nicht;
Alles starb ihm mit ihm, mir ist er doch nicht gestorben
Denn ein ewiges Band eint mir noch immer den Freund.
Liebe heifset dies Band, das an den Tag mir geknüpft
Hat die erebische Nacht, Tod mit dem Leben vereint.
Ja ich kenne ein Land, wo Todte zu Lebenden reden,

Wo sie, dem Orkus entflohn, wieder sich freuen des Lichts,
Wo von Erinn'rung erweckt, sie auferstehn von den Todten
Wo ein irdisches Licht glühet im Leichengewand.
Seliges Land der Träume! wo, mit Lebendigen, Todte
Wandeln, im Dämmerschein, freuen des Daseyns sich noch. —
Dort, in dem glücklichen Land, begegnet mir wieder der Theure,
Freuet, der Liebe, sich meiner Umarmungen noch;
Und ich hauche die Kraft der Jugend dann in den Schatten,
Dafs ein lebendig Roth wieder die Wange ihm färbt,
Dafs die erstarreten Pulse vom warmen Hauche sich regen,
Und der Liebe Gefühl wieder den Busen ihm hebt.

Darum fraget nicht, Gespielen! was ich so bebe?
Warum das rosigte Roth löscht ein ertödtendes Blafs?
Theil ich mein Leben doch mit unterirdischen Schatten,
Meiner Jugend Kraft schlürfen sie gierig mir aus.

Des Wandrers Niederfahrt.

W a n d r e r.

Dies ist, hat mich der Meister nicht betrogen
Des Westes Meer in dem der Nachtwind braufst.
Dies ist der Untergang von Gold umzogen,
Und dies die Grotte, wo mein Führer haufst. —

Bist du es nicht, den Tag und Nacht geboren
Des Scheitel freundlich Abendröthe küfst!
In dem sein Leben Hälios verlohren
Und dessen Gürtel schon die Nacht umfliefst.

Herold der Nacht! bist du's der zu ihr führet
Der Sohn den sie dem Sonnengott gebieret?

Führer.

Ja, du bist an dessen Grotte,
Der dem starken Sonnengotte
In die Zügel fiel.
Der die Rosse westwärts lenket,
Dafs sich hin der Wagen senket,
An des Tages Ziel.

Und es sendet mir noch Blicke,
Liebevoll der Gott zurücke
Scheidend küfst er mich;
Und ich seh es, weine Thränen
Und ein süfses stilles Sehnen
Färbet bleicher mich;

Bleicher, bis mich hat umschlungen,
Sie, aus der ich halb entsprungen,
Die verhüllte Nacht.
In ihre Tiefen führt mich ein Verlangen
Mein Auge schauet noch der Sonne Pracht
Doch tief im Thale hat sie mich umfangen
Den Dämmerschein verschlingt schon
Mitternacht.

Wandrer.

O führe mich! du kennest wohl die Pfade
Ins alte Reich der dunklen Mitternacht;
Hinab will ich ans finstere Gestade
Wo nie der Morgen, nie der Mittag lacht.
Entsagen will ich jenem Tagesschimmer
Der ungern uns der Erde sich vermählt,
Geblendet hat mich, trüg'risch, nur der Flimmer,
Der Ird'sches nie zur Heimath sich erwählt.
Vergebens wollt' den Flüchtigen ich fassen,
Er kann doch nie vom steten Wandel lassen.
Drum führe mich zum Kreis der stillen Mächte,
In deren tiefem Schoos das Chaos schlief,
Eh, aus dem Dunkel ew'ger Mitternächte,
Der Lichtgeist es herauf zum Leben rief.

Dort, wo der Erde Schoos noch unbezwungen
In dunkle Schleier züchtig sich verhüllt,
Wo er, vom frechen Lichte nicht durchdrungen,
Noch nicht erzeugt dies schwankende Gebild
Der Dinge Ordnung, dies Geschlecht der Erde!
Dem Schmerz und Irrsal ewig bleibt Gefährte.

Führer.

Willst du die Götter befragen,
Die des Erdballs Stützen tragen,
Lieben der Erde Geschlecht.
Die in seliger Eintracht wohnen,
Ungeblendet von irdischen Sonnen,
Ewig streng und gerecht;
So komm, eh ich mein Leben ganz verhauchet,
Eh mich die Nacht in ihre Schatten tauchet.

Horch! es heulen laut die Winde,
Und es engt sich das Gewinde
Meines Wegs durch Klüfte hin.
Die verschlofs'nen Ströme brausen,
Und ich seh mit kaltem Grausen
Dafs ich ohne Führer bin.
Ich sah ihn blässer, immer blässer werden,
Und es begrub die Nacht mir den Gefährten.

In Wasserfluthen hör ich Feuer zischen
Seh wie sich brausend Elemente mischen,
Wie, was die Ordnung trennet, sich vereint.
Ich seh, wie Ost und West sich hier umpfangen,
Der laue Süd spielt um Boreas Wangen,
Das Feindliche umarmet seinen Feind
Und reifst ihn fort in seinen starken Armen:
Das Kalte mufs in Feuersgluth erwarmen.

Tiefer führen noch die Pfade
Mich hinab, zu dem Gestade
Wo die Ruhe wohnt,
Wo des Lebens Farben bleichen,
Wo die Elemente schweigen
Und der Friede thront.

Erdgeister.

Wer hiefs herab dich in die Tiefe steigen
Und unterbrechen unser ewig Schweigen?

Wandrer.

Der rege Trieb: die Wahrheit zu ergründen!

Erdgeister.

So wolltest in der Nacht das Licht du finden?

Wandrer.

Nicht jenes Licht das auf der Erde gastet
Und trügerisch dem Forscher nur entflieht,

Nein, jenes Urseyn das hier unten rastet
Und rein nur in der Lebensquelle glüht.
Die unvermischten Schätze wollt' ich heben
Die nicht der Schein der Oberwelt berührt
Die Urkraft, die, der Perle gleich, vom Leben
Des Daseyns Meer in seinen Tiefen führt.
Das Leben, in dem Schoos des Lebens schauen,
Wie es sich kindlich an die Mutter schlingt
In ihrer Werkstadt die Natur erschauen,
Sehn, wie die Schöpfung ihr am Busen liegt.

Erdgeister.

So wifs! es ruht die ew'ge Lebensfülle
Gebunden hier noch in des Schlafes Hülle
Und lebt und regt sich kaum,

Sie hat nicht Lippen um sich auszusprechen,
Noch kann sie nicht des Schweigens Siegel brechen,
Ihr Daseyn ist noch Traum
Und wir, wir sorgen, dafs noch Schlaf sie decke!
Dafs sie nicht wache, eh' die Zeit sie wecke.

Wandrer.

O ihr! die in der Erde waltet,
Der Dinge Tiefe habt gestaltet,
Enthüllt, enthüllt euch mir!

Erdgeister.

Opfer nicht und Zauberworte
Dringen durch der Erde Pforte,
Erhörung ist nicht hier.
Das Ungeborne ruhet hier verhüllet
Geheimnifsvoll, bis seine Zeit erfüllet.

Wandrer.

So nehmt mich auf, geheimnifsvolle Mächte,
O wieget mich in tiefem Schlummer ein.
Verhüllet mich in eure Mitternächte,
Ich trete freudig aus des Lebensreihn.
Lafst wieder mich zum Mutterschoose sinken,
Vergessenheit und neues Daseyn trinken.

Erdgeister.

Umsonst! an dir ist uns're Macht verlohren,
Zu spät! du bist dem Tage schon geboren;
Geschieden aus dem Lebenselement.
Dem Werden können wir, und nicht dem Seyn gebieten
Und du bist schon vom Mutterschoos geschieden
Durch dein Bewufstseyn schon vom Traum getrennt.

Doch schau hinab, in deiner Seele Gründen
Was du hier suchest wirst du dorten finden,
Des Weltalls seh'nder Spiegel bist du nur.
Auch dort sind Mitternächte die einst tagen,
Auch dort sind Kräfte, die vom Schlaf erwachen
Auch dort ist eine Werkstatt der Natur.

Mahomets Traum in der Wüste.

Bei des Mittags Brand
Wo der Wüste Sand
Kein kühlend Lüftchen erlabet,
Wo heifs, vom Samum nur geküsset,
Ein grauer Fels die Wolken grüfset
Da sinket müd der Seher hin.

Vom trügenden Schein
Will der Dinge Seyn
Sein Geist, betrachtend hier, trennen.
Der Zukunft Geist will er beschwören,
Des eignen Herzens Stimme hören,
Und folgen seiner Eingebung.

Hier flieht die Gottheit,
Die der Wahn ihm leiht,
Der eitle Schimmer zerstiebet.
Und ihn, auf den die Völker sehen,
Den Siegespalmen nur umwehen,
Umkreist der Sorgen dunkle Nacht.

Des Sehers Traum
Durchfliegt den Raum
Und all' die künftigen Zeiten,
Bald kostet er, in trunknem Wahne,
Die Seligkeit gelung'ner Plane,
Dann sieht er seinen Untergang.

Entsetzen und Wuth,
Mit wechselnder Fluth,
Kämpfen im innersten Leben,
Von Zweifeln, ruft er, nur umgeben!
Verhauchet der Entschluſs sein Leben!
Eh' Reu ihn und Miſslingen straft.

Der Gottheit Macht,
Zerreiſse die Nacht
Des Schicksals, vor meinen Blicken!
Sie lasse mich die Zukunft sehen,
Ob meine Fahnen siegreich wehen?
Ob mein Gesetz die Welt regiert?

Er sprichts; da bebt
Die Erde, es hebt
Die See sich auf zu den Wolken,

Flammen entlodern den Felsenklüften,
Die Luft, erfüllt von Schwefeldüften,
Läfst träg die müden Schwingen ruhn.

Im wilden Tanz,
Umschlinget der Kranz
Der irren Sterne, die Himmel;
Das Meer erbraufst in seinen Gründen
Und in der Erde tiefsten Schlünden,
Streiten die Elemente sich.

Und der Eintracht Band,
Das mächtig umwand
Die Kräfte, es schien gelöset.
Der Luft entsinkt der Wolken Schleier
Und aus dem Abgrund steigt das Feuer,
Und zehret alles Ird'sche auf.

Mit trüberer Fluth
Steigt erst die Gluth,
Doch brennt sie stets sich reiner,
Bis hell ein Lichtmeer ihr entsteiget
Das lodernd zu den Sternen reichet
Und rein, und hell, und strahlend wallt.

Der Seher erwacht
Wie aus Grabesnacht
Und staunend fühlt er sich leben,
Erwachet aus dem Tod der Schrecken,
Harr't zagend er, ob nun erwecken
Ein Gott der Wesen Kette wird.

Von Sternen herab
Zum Seher hinab
Ertönt nun eine Stimme:
„Verkörpert hast du hier gesehen
Was allen Dingen wird geschehen
Die Weltgeschichte sahst du hier.

Es treibet die Kraft
Sie wirket und schafft,
In unaufhaltsamem Regen;
Was unrein ist das wird verzehret,
Das Reine nur, der Lichtstoff, währet
Und fliefst dem ew'gen Urlicht zu."

Ietzt sinket die Nacht
Und glänzend ertagt

Der Morgen in seiner Seele.

Nichts! ruft er, soll mich mehr bezwingen:
Das Licht nur werde! sey mein Ringen,
Dann wird mein Thun unsterblich seyn.

Zilia an Edgar.

O Edgar komm! ich wein auf Islands Küste,
Mein müder Blick durchirrt das weite Meer,
Doch, er durchspäht umsonst die Wasserwüste!
Mein Edgar kehret nimmer nimmer mehr.

Ich weine einsam am verlafs'nen Strande
Vom rauhen Nordwind stürmisch nur umsaust;
Und Nebel sinken zum beeisten Lande
Das schäumend wild die hohe See umbraufst.

Nur Tannen wiegen sich im hohlen Winde,
Der Wiederhall seufzt mit am Meeresstrand

Und lange Nacht umringt, wie Grabesschlünde,
Mit dunkeln Trauerschatten Meer und Land.

So muſs ich Alles mit mir trauern sehen,
Mein Leben gieſst in allen Schmerz sich hin,
In Aller Trauer werd' ich mit vergehen
Wie sich im Meer die Tropfen Thau verziehn.

Drumm komm! ich fühle meine Kraft entfliehen,
In Träumen lös't sich mein Bewuſstseyn auf.
Der bleiche Lebensfunke wird verglühen,
In tiefen Schmerzen hört mein Daseyn auf.

Liebe.

O reiche Armuth! Gebend, seliges Empfangen!
In Zagheit Muth! in Freiheit doch gefangen.
In Stummheit Sprache,
Schüchtern bei Tage,
Siegend mit zaghaftem Bangen.

Lebendiger Tod, im Einen sel'ges Leben
Schwelgend in Noth, im Widerstand ergeben,
Genieſsend schmachten,
Nie satt betrachten
Leben im Traum und doppelt Leben.

Ariadne auf Naxos.

Auf Naxos Felsen weint verlassen Minos Tochter.
Der Schönheit heisses Flehn erreicht der Götter Ohr.
Von seinem Thron herab senkt, Kronos Sohn, die Blitze,
Sie zur Unsterblichkeit in Wettern aufzuziehn.

Poseidon, Lieb entbrannt, eröffnet schon die Arme,
Umschlingen will er sie, mit seiner Fluthen Nacht.
Soll zur Unsterblichkeit nun Minos Tochter steigen?
Soll sie, den Schatten gleich, zum dunklen Orkus gehn?

Ariadne zögert nicht, sie stürzt sich in
die Fluthen:
Betrogner Liebe Schmerz soll nicht un-
sterblich seyn!
Zum Götterloos hinauf mag sich der
Gram nicht drängen,
Des Herzenswunde hüllt sich gern in
Gräbernacht.

Der Franke in Egypten.

Wie der Unmuth mir den Busen drücket,
Wie das Glück mich hämisch lächelnd flieht.
Ist denn Nichts was meine Seele stillet?
Nichts, was dieses Lebens bange leere füllet? —
Dieses Sehnen, wähnt' ich, sucht die Vorwelt,
Die Heroenzeit ersehnt mein kranker Geist.
An vergang'ner Gröfse will dies Herz sich heben,
Und so eilt' ich deinem Strande zu,
Du der Vorwelt heiligste Ruine,
Fabelhaftes Land, Egypten du!
Ha! da wähnt' ich aller Lasten mich entladen
Als der Heimath Gränze ich enteilet war.

Träumend wallt' ich mit der Vorzeit Schatten,
Doch bald fühlt' ich, dafs ich unter Todten sey,
Neu bewegte sich in mir das Leben,
Antwort konnte mir das Grab nicht geben. —
Ins Gewühl der Schlachten,
Warf ich durstig mich,
Aber Ruhm und Schlachten,
Liefsen traurig mich:
Der Lorbeer der die Stirne schmückt,
Er ists nicht immer der beglückt.
Da reichte mir die Wissenschaft die Hand,
Und folgsam gieng ich nun an ihrer Seite,
Ich stieg hinab in Pyramiden Nacht,
Ich mas des Möris See, des alten Memphis Gröfse,
Und all' die Herrlichkeit die sonst mein Herz geschwellt,

Sie reicht dem Durstigen nur der Erkenntnifs Becher.
Ich dachte, forschte nur, vergafs dafs ich empfand. —
Doch ach! die alte Sehnsucht ist erwacht,
Aufs neue fühl ich suchend ihre Macht,
Was geb ich ihr? Wohin soll ich mich stürzen?
Was wird des Lebens lange Oede würzen?
Ha! Sieh, ein Mädchen! wie voll Anmuth,
Wie lieblich hold erscheint sie mir!
Soll ich dem Zuge widerstehen?
Doch nein! ich rede kühn zu ihr.
Ist dies der Weg der Pyramiden?
O, schönes Mädchen! sag es mir?

Mädchen.

Du bist nicht auf dem Weg der Pyramiden,
O Fremdling! doch ich zeig ihn dir.

Franke.

Brennend sengt die heisse Mittagssonne,
Jede Blume neigt das schöne Haupt,
Aber du der Blumen Schönste hebest,
Jung, und frisch, das braungelockte Haupt.

Mädchen.

Willst du in des Vaters Hütte dich erkühlen
Komm, es nimmt der Greis dich gerne auf.

Franke.

Welchen Namen trägst du schönes Mädchen?
Und dein Vater; sprich, wo wohnet der?

Mädchen.

Lastrata heifs ich; und mein guter Vater
Er wohnt mit mir im kleinen Palmenthal,
Doch nicht des Thales angenehme Kühle,
Nicht Bäche Murmeln, nicht der Sonne Kreisen
Erfreuet meinen guten Vater mehr.

Franke.

Wie! freut dem Vater nicht des Stromes Quellen.
Der Palmen lindes Frühlingssäuseln nicht?
Ich fafs es; doch, wie es ein Gram mag geben
Der deiner Tröstung möchte widerstreben,
Das nur, Lastrata, fafs ich nicht.

Mädchen.

Italien ist das Vaterland des Greisen,
Und vieles Unglück bracht ihn nur hierher.
Mit sehnsuchtsvollem Blick schaut er am Mittelmeere
Hinüber in das vielgeliebte Land.
Und seufzend sehn' auch ich hinüber
Nach jenen Blüthenreichen Küsten mich.
Erkranket ruht mein Geist auf jener blauen Ferne,
Und schöne Träume tragen mich dahin.

Sag', wogt nicht schöner dort der Strom des Lebens?
Sehnt dort die kranke Brust sich auch vergebens?

Franke.

Mädchen! ach! von gleichem Wunsch betrogen,
Wähnt' ich: schönes berg' die Ferne nur,
Doch umsonst durchsegelt' ich die Wogen,
Hat auch diese Ahndung mir gelogen
Die du, Mädchen, jetzt in mir erweckt. —

Mädchen.

Fremdling! kannst du diese Sehnsucht deuten?
Fühlst du dieses unbestimmte Leiden?
Dieses Wünschen ohne Wunsch?

Franke.

Ja ich fühl ein Sehnen, fühl ein Leiden.
Doch jetzt kann ich diese Wünsche deuten,

Und ich weifs, was dieses Streben will.
Nicht an fernen Ufern, nicht in Schlachten!
Wissenschaften! nicht an eurer Hand,
Nicht im bunten Land der Phantasien!
Wohnt des durst'gen Herzens Sättigung.
Liebe mufs dem müden Pilger winken,
Myrthen keimen in dem Lorbeerkranz,
Liebe mufs zu Heldenschatten führen,
Mufs uns reden aus der Geisterwelt. —
Mächt'ger Strom! ich fühlte deine Wogen,
Unbewufst fühlt' ich mich hingezogen,
Nur wohin! wohin! das wufst' ich nicht.
Wohl mir! dich und mich hab' ich gefunden.
Liebe hat dem Chaos sich entwunden.

Gedruckt in Offenbach, bei C. L. Brede.

Inhalt.

	Seite
Darthula, nach Ossian.	3
Timur.	15
Don Juan.	32
Die Manen.	40
Wandel und Treue.	52
Wunsch.	58
Immortalita.	59
Der Adept.	74
Ein apokaliptisches Fragment.	77
Mora.	83
Musa.	94
Die Erscheinung.	101
Der Trauernde und die Elfen.	106
Die Bande der Liebe.	108
Des Wandrers Niederfahrt.	111
Mahomets Traum in der Wüste.	121
Zilia an Edgar.	126
Liebe.	128
Ariadne auf Naxos.	129
Der Franke in Egypten.	131

Melete

Von

Jon

Heidelberg
bey Mohr und Zimmer
1806

Berlin
bei Max Harrwitz
1906

S 79

Melete

Von

Jon

Heidelberg
bey Mohr und Zimmer
1806

Berlin
bei Max Harrwitz
1906

BIBL.
UNIVERS
LIPS.

Druck von Breitkopf und Härtel, Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Zur Einführung	V
Melete	1
An Melete	2
Zueignung	3
Adonis Tod 1	5
2	6
3 (Adonis Todtenfeyer)	7
Gebet an den Schutzheiligen	10
Die malabarischen Witwen	12
Die Einzige	13
Die eine Klage	15
Aegypten	17
Der Nil	18
Eine persische Erzählung	19
Der Kaucasus	22
Orphisches Lied	23
Ueberall Liebe	25
Der Gefangene und der Sänger	26
Scandinavische Weissagungen	29
Briefe zweier Freunde	49
An Eusebio	50
An Eusebio	51
Fragmente aus Eusebio's Antwort	57
An Eusebio	64
Valerich (Fragment)	73

Zur Einführung.

Die Freunde der romantiſchen Literatur erhalten eine ſchöne, eigenartige Gabe: ein bisher unbekanntes, fragmentariſches Werk der Karoline von Günderode wird hier zum erſten Mal, bei der Wiederkehr des 100. Todestages der Dichterin, vollſtändig veröffentlicht. Das ſehr merkwürdige Schickſal des Büchleins iſt erſt von Erwin Rhode in ſeiner Monographie „Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode" (Heidelberg 1896) völlig aufgeklärt worden. Dort mögen die näheren Ausführungen nachgeleſen werden; man findet darin beſonders auch über den eigentümlichen Titel des Werkes erwünſchten Aufſchluß. Hier genüge, daß die Bezeichnung „Melete von Jen" nach ausgiebigen Auseinanderſetzungen mit Creuzer endgültig von der ſich ſonſt als „Tian" bezeichnenden Dichterin gewählt wurde. Creuzer hatte das Werk auch bei den Verlegern des „Wunderhorns", Mohr und Zimmer in Heidelberg, untergebracht, der Satz war in Angriff genommen worden — da ſetzte der unter ſo myſteriöſen Umſtänden eingetretene jähe Tod der Günderode der Veröffentlichung ein Ziel. Alles was von der „Melete" verhanden war, wäre verſchwunden, wenn nicht ein glücklicher Zufall das Unikum gerettet hätte.

Denn in dem Archiv des Freiherrn von Bernus auf Stift Neuburg bei Heidelberg liegt, wie Rhode in einem Anhange ſeiner Schrift berichtet, ein Heftchen in blauem Umſchlag, teils aus Druckbogen, teils aus Manuſkript beſtehend. Es ſtammt wahrſcheinlich aus dem Nachlaſſe von Chriſtian Schloſſer und enthält folgende Bemerkung:

„Fragment eines unedirt
gebliebenen Werks von Tiau.

1806.

Vier gedruckte Octavbogen, und
Abſchrift des Correcturbogens des
fünften Bogens. Der Druck ward
nicht über den fünften Bogen
fortgeſetzt, — die bereits gedruckten
Bogen wurden ſupprimirt. 1806."

Von den Gedichten hat Rhode in ſeiner Schrift einzelne zum Abdruck gebracht.

Durch die ausgezeichnete Liebenswürdigkeit des Freiherrn von Bernus, an welchen ich mich brieflich wandte, und welchem ich hiermit meinen herzlichſten Dank ausſpreche, iſt mir nun das poetiſche Teſtament der Günderode überlaſſen worden, damit es in würdiger Geſtalt ans Licht trete.

Das Format wurde etwas größer als das des vorliegenden Originals gewählt, der Druck iſt im Gegenſatze zum Original in deutſchen Lettern erfolgt, weil eine altertümliche Antiqua-Schrift, die uns zugeſagt hätte, nicht zu bekommen war. Die beigefügten Vignetten ſtammen aus dem alten Lager

von Breitkopf und Härtel. Das ſchöne Portrait der Dichterin und die Anſicht ihrer Ruheſtätte mit der gut lesbaren, von der Dichterin ſelbſt gewählten Inſchrift ſind nach den Vorlagen aus den „Geſammelten Dichtungen" (Mannheim 1857) reproduziert worden.

Um ganz getreu zu verfahren, habe ich umſtehend noch ein Verzeichnis der von mir beſeitigten Druck- bzw. Schriftfehler, welche im Original ſtehen geblieben ſind, gegeben. Die ziemlich wechſelvolle Orthographie und Interpunktion iſt dagegen mit größter Genauigkeit innegehalten worden.

Über den poetiſchen Wert der Dichtungen enthalten wir uns jeden Urteils; doch werden zweifellos viele Gedichte, insbeſondere die Schilderung der Götterdämmerung in den „Skandinaviſchen Weisſagungen", auch von rein dichteriſchem Standpunkt aus betrachtet Intereſſe erregen. Ebenſo läßt uns der Briefwechſel mit Euſebio (Creuzer) tiefe Blicke in das innere Leben des ſchwärmeriſchen Mädchens tun; die Ahnung des baldigen Todes wirft überall ihre düſtern Schatten voraus.

Die Verſuchung lag ſehr nahe, das aus dem Nachlaß der Günderode im „Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft" von 1806 veröffentlichte Drama „Nikator" und die „Geſchichte eines Braminen" (abgedruckt zuſammen mit Brief-Fragmenten der „Tiann" in den „Herbſttagen" von Sophie von La Roche, Leipzig 1805, S. 22—47) zum Neudruck zu bringen. Beide Stücke finden ſich ſonderbarer Weiſe nicht in der übrigens längſt vergriffenen Götzſchen Sammlung von 1857. Das Bändchen wäre dann beträchtlich ſtärker geworden und an die Stelle des ſo jäh

abbrechenden Fragments wäre gewissermaßen ein versöhnenderer Schluß getreten. Nach reiflicher Überlegung wurde davon Abstand genommen.

Berlin, im Herbst 1905.

Dr. Leopold Hirschberg.

Verzeichnis der beseitigten Druck- und Schriftfehler.

Es wurde gedruckt:

Seite	6	gläubig,	statt	glaubig,
„	19	Feuers,	„	Feners,
„	24	vergessene,	„	vergessen,
„	33	Tag lang,	„	Taglang,
„	45	besiegen,	„	besieget,
„	58	allein,	„	aslein,
„	59	Ja,	„	9 Ja,
„	69	würden,	„	würde,
„	71	Auflösung,	„	Auflößung,
„	25	wurde hinter das Wort „gehn" ein Komma eingefügt.		

Melete.

An Melete.

Schüze, o ſinnende Muſe! mir gnädig die ärmlichen Blätter!
Fülle des Lorbeers bringt reichlich der lauere Süd,
Aber den Norden umziehn die Stürme und eiſichte Regen;
Sparſamer ſprießen empor Blüthen aus dürftiger Aue.

Zueignung.

Ich habe Dir in ernſten ſtillen Stunden,
Betrachtungsvoll in heil'ger Einſamkeit,
Die Blumen dieſer und vergangner Zeit,
Die mir erblüht, zu einem Kranz gewunden.

Von Dir, ich weiß es, wird der Sinn empfunden,
Der in des Blüthenkelchs Verſchwiegenheit
Nur ſichtbar wird dem Auge, das geweiht
Im Farbenſpiel den ſtillen Geiſt gefunden.

Es flechten Mädchen ſo im Orient
Den bunten Kranz; daß vielen er gefalle,
Wetteifern unter ſich die Blumen alle.

Doch Einer ihren tiefern Sinn erkennt,
Ihm ſind Symbole ſie nur, äußre Zeichen;
Sie reden ihm, obgleich ſie alle ſchweigen.

Adonis Tod.

1.

Die Göttin ſinkt in namenloſem Leide,
Den Jäger traf des Thieres wilde Wuth;
Die Roſe trinkend von des Jünglings Blut,
Glänzt ferner nicht im weißen Liljenkleide.

Das Abendroth der kurzen Liebesfreude
Blickt traurig aus der Blume dunklen Gluth;
Adonis todt im Arm der Göttin ruht;
Das Schönſte wird des kargen Hades Beute.

Verhaßt iſt ihr des langen Lebens Dauer,
Das Götterlos wird ihrer Seele Trauer,
Die ſehnſuchtskrank den ſüßen Gatten ſucht.

Und ſtill erblühet heißer Thränen Frucht;
Den ſtummen Schmerz verkünden Anemonen,
Den ew'gen Wunſch im Schattenreich zu wohnen.

2.

Den Liljenleib des Purpurs dunkler Schleier
Dem irren Blick der Göttin halb entzieht;
Der Trauer Bild, die Anemone, blüht
So weiß als roth zur ſtillen Todenfeyer.

Erloſchen iſt in Ihm des Lebens Feuer,
Sein todtes Aug' die Blume nimmer ſieht. —
Doch plötzlich ſchmilzt der Göttin Leid im Lied,
Die Klage tönt, die Seele fühlt ſich freier.

Ein Kranker, der des Liedes Sinn empfunden,
Durch Ihrer Töne Zauber ſoll geſunden. —
Der Andacht gerne Liebe ſich vertraut.

Und gläubig einen Tempel er ſich baut,
Auf daß er pflege in dem Heiligthume
Der Sehnſucht Kind die ſüße Wunderblume.

3.

Adonis Todtenfeyer.

Wehe! daß der Gott auf Erden
Sterblich mußt gebohren werden!
Alles Daſein, alles Leben
Iſt mit ihm dem Tod gegeben.
Alles wandelt und vergehet,
Morgen ſinkt was heute ſtehet;
Was jetzt ſchön und herrlich ſteiget,
Bald ſich hin zum Staube neiget;
Dauer iſt nicht zu erwerben,
Wandeln iſt unſterblich Sterben.
Wehe! daß der Gott auf Erden
Sterblich mußt gebohren werden!
Alle ſind dem Tod verfallen,
Sterben iſt das Loos von allen.
Viele doch ſind die nicht wiſſen,
Wie der Gott hat ſterben müſſen;
Blinde ſind es, die nicht ſehen,

Nicht den tiefen Schmerz verſtehen,
Nicht der Göttin Klag und Sehnen,
Ihre ungezählten Thränen,
Daß der ſüße Leib des Schönen
Muß dem kargen Tode fröhnen.

Laßt die Klage uns erneuern!
Rufet zu geheimen Feyern,
Die Adonis heilig nennen,
Seine Gottheit anerkennen,
Die die Weihen ſich erworben,
Denen auch der Gott geſtorben.

Brecht die dunkle Anemone,
Sie, die ihre Blätterkrone
Sinnend ſtill herunter beuget,
Leiſe ſich zur Tiefe neiget,
Forſchend ob der Gott auf Erden
Wieder ſoll gebohren werden!

Brechet Roſen; jede Blume
Sei verehrt im Heiligthume,
Forſcht in ihren Kindermienen,
Denn es ſchläft der Gott in ihnen;

Uns iſt er durch ſie erſtanden
Aus des dumpfen Grabes Banden.
Wie ſie leis hervor ſich drängen,
Und des Hügels Decke ſprengen,
Ringet aus des Grabes Engen
Sich empor verſchloßnes Leben;
Tod den Raub muß wiedergeben,
Leben wiederkehrt zum Leben.
Alſo iſt der Gott erſtanden
Aus des dumpfen Grabes Banden.

Gebet an den Schutzheiligen.

Den Königen aus Morgenlanden
Ging einſt ein hell Geſtirn voran,
Und führte treu ſie ferne Pfade
Bis ſie das Haus des Heilands ſahn.

So leuchte über meinem Leben,
Laß glaubensvoll nach dir mich ſchaun,
In Qualen, Tod und in Gefahren
Laß mich auf deine Liebe traun.

Mein Auge hab' ich abgewendet
Von allem was die Erde giebt,
Und über Alles was ſie bietet
Hab' ich dich, Troſt und Heil, geliebt.

Dir leb' ich, und dir werd' ich ſterben,
Drum laſſe meine Seele nicht,

Und ſende in des Lebens Dunkel
Mir deiner Liebe tröſtlich Licht.

O, leuchte über meinem Leben!
Ein Morgenſtern der Heimath mir,
Und führe mich den Weg zum Frieden,
Denn Gottes Friede iſt in dir.

Laß nichts die tiefe Andacht ſtören,
Das fromme Lieben, das dich meint,
Das, ob auch Zeit und Welt uns trennen,
Mich ewig doch mit dir vereint.

Da du erbarmend mich erkohren,
Verlaſſe meine Seele nicht,
O Troſt und Freude! Quell des Heiles!
Laß mich nicht einſam, liebes Licht!

Die Malabariſchen Witwen.

Zum Flammentode gehn an Induſtranden
Mit dem Gemahl, in Jugendherrlichkeit,
Die Frauen, ohne Zagen, ohne Leid,
Geſchmücket feſtlich, wie in Brautgewanden.

Die Sitte hat der Liebe Sinn verſtanden,
Sie von der Trennung harter Schmach befreit,
Zu ihrem Prieſter ſelbſt den Tod geweiht,
Unſterblichkeit gegeben ihren Banden.

Nicht Trennung ferner ſolchem Bunde droht,
Denn die vorhin entzweiten Liebesflammen
In einer ſchlagen brünſtig ſie zuſammen.

Zur ſüßen Liebesfeyer wird der Tod,
Vereinet die getrennten Elemente,
Zum Lebensgipfel wird des Daſeins Ende.

Die Einzige.

Wie iſt ganz mein Sinn befangen,
Einer, Einer anzuhangen;
Dieſe Eine zu umpfangen
Treibt mich einzig nur Verlangen;
Freude kann mir nur gewähren,
Heimlich dieſen Wunſch zu nähren,
Mich in Träumen zu bethören,
Mich in Sehnen zu verzehren,
Was mich tödtet zu gebähren.

Widerſtand will mir nicht frommen,
Fliehen muß ich neu zu kommen,
Zürnen nur, mich zu verſöhnen,
Kann mich Ihrer nicht entwöhnen,
Muß im lauten Jubel ſtöhnen;
In den Becher fallen Thränen,
Ich verſink in träumriſch Wähnen;
Höre nicht der Töne Reigen,
Wie ſie auf und nieder ſteigen,

Wogend ſchwellen Well' in Welle;
Sehe nicht der Farben Helle
Strömen aus des Lichtes Quelle.
Mich begrüßen Frühlingslüfte,
Küſſen leiſe Blumendüfte,
Doch das all iſt mir verlohren,
Iſt für mich wie nicht gebohren,
Denn mein Geiſt iſt eng umpfangen
Von dem einzigen Verlangen
Eine, Eine zu erlangen.

Hungrig in der Zahl der Gäſte
Siz ich bei dem Freudenfeſte,
Das Natur der Erde ſpendet;
Frage heimlich ob's bald endet?
Ob ich aus der Gäſte Reigen
Dürf' dem eklen Mahl entweichen,
Das verſchwendriſch Andre nähret:
Mir nicht einen Wunſch gewähret?
Eines nur mein Sinn begehret,
Eine Sehnſucht mich verzehret;
Eng iſt meine Welt befangen,
Nur vom einzigen Verlangen
Was ich liebe zu erlangen.

Die eine Klage.

Wer die tiefſte aller Wunden
Hat in Geiſt und Sinn empfunden
Bittrer Trennung Schmerz;
Wer geliebt was er verlohren,
Laſſen muß was er erkohren,
Das geliebte Herz,

Der verſteht in Luſt die Thränen
Und der Liebe ewig Sehnen
Eins in Zwei zu ſein,
Eins im Andern ſich zu finden,
Daß der Zweiheit Gränzen ſchwinden
Und des Daſeins Pein.

Wer ſo ganz in Herz und Sinnen
Konnt' ein Weſen liebgewinnen
O! den tröſtet's nicht

Daß für Freuden, die verlohren,
Neue werden neu gebohren:
Jene ſind's doch nicht.

Das geliebte, ſüße Leben,
Dieſes Nehmen und dies Geben,
Wort und Sinn und Blick,
Dieſes Suchen und dies Finden,
Dieſes Denken und Empfinden
Giebt kein Gott zurück.

Ägypten.

Blau iſt meines Himmels Bogen,
Iſt von Regen nie umzogen,
Iſt von Wolken nicht umſpielt,
Nie vom Abendthau gekühlt.

Meine Bäche fließen träge
Oft verſchlungen auf dem Wege,
Von der durſt'gen Steppen Sand,
Bei des langen Mittags Brand.

Meine Sonn' ein gierig Feuer,
Nie gedämpft durch Nebelſchleier,
Dringt durch Mark mir und Gebein
In das tiefſte Leben ein.

Schwer entſchlummert ſind die Kräfte,
Aufgezehrt die Lebensſäfte;
Eingelullt in Fiebertraum
Fühl' ich noch mein Daſein kaum.

Der Nil.

Aber ich ſtürze von Bergen hernieder,
Wo mich der Regen des Himmels gekühlt,
Tränke erbarmend die lechzenden Brüder
Daß ſich ihr brennendes Bette erfüllt.

Jauchzend begrüßen mich alle die Quellen;
Kühlend umpfange ich, Erde, auch dich;
Leben erſchwelit mir die Tropfen, die Wellen,
Leben dir ſpendend umarme ich dich.

Theueres Land du! Gebährerin Erde!
Nimm nun den Sohn auch den liebenden auf,
Du, die in Klüften gebahr mich und nährte,
Nimm jetzt, o Mutter! den Sehnenden auf.

Eine perſiſche Erzählung.

Raſend am Altar des Feuers
Ormuzd Prieſter war geworden;
Aber als der Morgen helle
Gülden aus dem Oſten blickte,
Kehrte Ruh in ſeine Seele.
Laut rief er dem Opferknaben:
„Siehe wie der Morgen pranget.
Licht hat endlich obgeſieget,
Siegend werden nie zur Erde
Wieder ſich die Schatten ſenken.“
Troſt erfüllet ſprachs der Alte,
Kniete nieder am Altare,
Betend auf zum Gott des Lichtes
Preiſend ihn, des frohen Sieges,
Angethan in hellen Kleidern
Zwölf der Stunden täglich feiern.
Aber als die Zwölf im Weſte

Trübe ſich begunt zu färben,
Leis verglomm im Abendſtrahle,
Ormuzd Prieſter ward da ſtille,
Sorgend blickt er auf zum Himmel
Forſchend was die Zeit gebähre. —
Dunkel kam heran geſchritten,
Zagend ſtreift es, blaß und ängſtlich,
Muthig ward's dann, dehnt ſich mächtig,
Wuchs und deckt mit Rieſengliedern
Siegreich bald die niedren Thäler,
Reiht ſich um den Stern des Tages,
Drängt ihn haſtig hin zum Weſte. —
Ormuzd Prieſter rief der Sonne,
Tapfer ſich im Kampf zu zeigen,
Heftig rief er, Wahnſinn betend.
Aber das Geſtirn des Lichtes
Bettet ſich im Weſte ſtille.
Raſend, zitternd, ſah's der Alte
Raffte ſich empor vom Boden
Eilte nach dem nahen Meere. —
Glänzend aus der Fluthen Spiegel
Luna kam heraufgeſchritten;
Feucht ihr Haar, vom Meer noch träufelnd,
Thaubeglänzet ihre Wange,

Blickte ſie zur Erde nieder.
Da ergrimmte Ormuzd Prieſter,
Nahm den Bogen, nahm die Pfeile,
Eilte zu des Felſen Gipfel,
Achtet nicht der ſchroffen Höhe,
Drunten nicht des Meeres Brauſen,
Nimmt der Pfeile ſchärfſten, zielet
Hoch zum Mond, dem Herz der Nächte;
Schwirrend reißt ihn da die Senne
Seines Bogens hin zur Tiefe,
Sterbend büßt er ſein Erkühnen. —
Mitleidsvoll ihm Mitra lächelt;
Aber gütig nimmt das Dunkel
Auf in ſeinem heil'gen Schooße
Freundlich den verirrten Kranken,
Daß im Arm der Mitternächte
Schweren Wahnſinns er geneſe.

Der Caucaſus.

Mir zu Häupten Wolken wandeln,
Mir zur Seite Luft verwehet,
Wellen mir den Fuß umſpielen,
Thürmen ſich und brauſen, ſinken. —
Meine Schläfe, Jahr' umgauklen,
Sommer, Frühling, Winter kamen,
Frühling mich nicht grün bekleidet,
Sommer hat mich nicht entzündet,
Winter nicht mein Haupt gewandelt.
Hoch mein Gipfel über Wolken
Eingetaucht im ew'gen Äther
Freuet ſich des ſteten Lebens.

Orphiſches Lied.

Höre mich Phoibos Apoll! Du, der auf bläu-
ligem Bogen
Siegreich ſchreitet herauf an wölbichter Feſte
des Himmels,
Spendend die heilige Helle der Wolkenerzeugenden
Erde,
Leuchtend Okeanos hin zur Tiefe des felſichten
Bettes,
Höre mich Liebling des Zeus! Sieh gnädig auf
deinen Geweihten!
Sei im Geſang mir gewärtig, und laſſe der gol-
denen Leyer
Saiten mir klingen, wie dir, wenn mit ſiegender
Lippe du ſingeſt
Pythons des ſchrecklichen Fall dem Chore melo-
diſcher Muſen,
Oder im Liede beſingſt ferntreffende Pfeile des
Bogens,
Alſo, o Phoibos Apoll! laß von begeiſtertem
Munde

Strömen mir wogende Rythmen des ſinnebeherr-
ſchenden Wohllauts,
Daß ſich der Wald mit beſeele, die Dryas des
Baumes mir lauſche,
Schlängelnde Ströme mir folgen, und reißende
Thiere unſchädlich
Schmeichelnd zu mir ſich geſellen. Vor allem
Erzeugter Kronions!
Gieb des Geſanges herrſchende Kraft, die drunten
gewaltig
Äis den König bewege des Landes am ſtygiſchem
Strome.
Lehre vergeſſene Schmerzen mich wecken im Buſen
der Göttin
Die ein zu ſtrenges Gebot dem düſteren Herrſcher
vermählet,
Daß ſie erbarmend ſich zeige dem Schweſter-
geſchick der Geliebten,
Wieder ihr gönne zu ſchaun des Tages ſonnige
Klarheit,
Deines unſterblichen Haupts fern leuchtende Strah-
len, o Phoibos!

Überall Liebe.

Kann ich im Herzen heiße Wünſche tragen?
Dabei des Lebens Blüthenkränze ſehn,
Und unbekränzt daran vorüber gehn,
Und muß ich traurend nicht in mir verzagen?

Soll frevelnd ich dem liebſten Wunſch entſagen?
Soll muthig ich zum Schattenreiche gehn?
Um andre Freuden andre Götter flehn,
Nach neuen Wonnen bei den Todten fragen?

Ich ſtieg hinab, doch auch in Plutons Reichen,
Im Schooß der Nächte, brennt der Liebe Glut,
Daß ſehnend Schatten ſich zu Schatten neigen

Verlohren iſt wen Liebe nicht beglücket,
Und ſtieg er auch hinab zur ſtyg'ſchen Flut,
Im Glanz der Himmel blieb er unentzücket.

Der Gefangene und der Sänger.

Ich wallte mit leichtem und luſtigen Sinn
Und ſingend am Kerker vorüber;
Da ſchallt aus der Tiefe, da ſchallt aus dem Thurm
Mir Stimme des Freundes herüber. —

„Ach Sänger! verweile, mich tröſtet dein Lied,"
„Es ſteigt zum Gefangnen herunter,"
„Ihm macht es geſellig die einſame Zeit,"
„Das krankende Herz ihm geſunder."

Ich horchte der Stimme, gehorchte ihr bald,
Zum Kerker hin wandt' ich die Schritte,
Gern ſprach ich die freundlichſten Worte hinab,
Begegnete jeglicher Bitte.

Da war dem Gefangenen freier der Sinn,
Geſellig die einſamen Stunden. —
„Gern gäb ich dir Lieber! ſo rief er: die Hand,“
„Doch iſt ſie von Banden umwunden.“

„Gern käm' ich Geliebter! gern käm' ich herauf“
„Am Herzen dich treulich zu herzen;“
„Doch trennen mich Mauern und Riegel von dir,“
„O fühl' des Gefangenen Schmerzen.“

„Es ziehet mich mancherlei Sehnſucht zu dir;“
„Doch Ketten umpfangen mein Leben,“
„Drum gehe mein Lieber und laß mich allein,“
„Ich Armer ich kann dir nichts geben.“ —

Da ward mir ſo weich und ſo wehe ums Herz,
Ich konnte den Lieben nicht laſſen.
Am Kerker nun lauſch' ich von Frührothes Schein
Bis Abends die Farben erblaſſen.

Und harren dort werd' ich die Jahre hindurch,
Und ſollt' ich drob ſelber erblaſſen.
Es iſt mir ſo weich und ſo ſehnend ums Herz
Ich kann den Geliebten nicht laſſen.

Scandinavische Weissagungen.

Erläuterungen.

Odin *ist der König der Scandinavischen Götter.*
Frigga, *Odins Weib.*
Baldur, *Odins und Frigga's Sohn, der schönste, beste und freundlichste der Götter.*
Notta, *die Göttin der Nacht.*
Loke, *der böse Gott der Scandinavier.*
Hela *ist seine Tochter, und Herrscherin der Unterwelt.*
Ymer, *der Vater der Riesen, das Erdelement.*
Nilfheim, *die Unterwelt, das Nebelland.*
Der Gialstrom, *der Styx der Scandinavier.*
Asgard, *die Götterstadt.*

Warnende Träume
Ängſteten Baldur,
Baldur den Schönen,
Odins Erzeugten,
Liebling der Frigga.
Und zu des Vaters
Weisheit ſich wendend
Forſchete Baldur
Was ihn bedräue!
Aber der Große
Herrliche König
Wußte des Sohnes
Frage nicht Antwort,
Rief ſeiner Gattin;
Daß ſie zum Eingang
Gehe der Erde,
Hieß ſie der König.

Daß ſie befrage
Dorten die Wole
Um die Geſchicke
Baldur des guten
Freundlichen Gottes.
Frigga, wie Odin
Hatte geboten,
Eilte zur alten
Furchtbaren Seh'rin,
Nahm mit ſich Fulla
Ihre Geſpielin.
Und es verlieſen
Frühe die Straßen
Asgards die Frauen;
Stiegen zur Tiefe
Drunten wo Notta
Zögernd noch weilte,
Wo aus der Mähne
Thauige Perlen
Schüttelt das Nachtroß;
Kamen zum Saume
Hin dann des Norden,
Wo mit dem Winter
Frühling nicht wechſelt,

Sommer nicht wärmet,
Herbſtliche Früchte
Reifend nicht ſchwellen.
Wo ſich die feuchten
Nebel erzeugen,
Eiſichte Regen,
Nächtliches Dunkel.
Dort war die Höle
Wo die Prophetin
Wohnt in der Tiefe.

Fulla. Sag' mir, o Frigga
Wes iſt die Höle,
Die ſo gewaltig
Odem hier holet,
Daß mich ihr Lufthauch
Zieht faſt hinunter?

Frigga. Wiſſe, der Eingang
Hier iſt zum finſtern
Reiche der Hela.
Schlangengleich windet
Krümmt ſich die Höle
Neunmal den Tag lang

Hin bis zum Strome,
Neunmal die Nacht lang
Hin zum Gialstrom.
Über dem Strome
Wölbt sich die Brücke,
Welche die Todten
Führet nach Nilfheim.

Fulla. Frigga! Du führst mich
Lebend zur Stelle
Wo seine Schleier
Hebet der Abgrund!
Nicht will ich schauen,
Augen voll Lichtes,
Dunkel von Nilfheim.
Nicht mag ich sehen
Kriege der Todten,
Schlachten der Schatten,
Luftigen Erzes
Blutlose Wunden.
Warlich verwirren
Mögt es die Sinne
Körperlos träumen.

Schauſpiel der Schatten
Lebend zu ſehen.

Frigga. Odin mich ſendet
Fragend zur Wele
Wegen des düſtern
Traumes von Baldur.
Sie die Prophetin
Schauet die Zukunft,
Kennet was da iſt,
Weis was geweſen.

Julia. Sag wer bedräuet
Selige Götter!
Wohnt nicht in Hallen
Schimmernder Säulen
Baldur geſichert?
Mächtig iſt Baldur,
Trägt in der Linken
Glänzenden Goldes
Dreifache Speere.
Trägt in der Rechten
Drohend ſein Schlachtſchwert,

Welcher der Götter
Mag ihn verderben?

Frigga. Nahet die Stunde,
Fallen auch Starke.
Viele der Lager
Stehen bereitet
Drunten in Nilfheim;
Gierig iſt Hela,
Zählet die Gäſte,
Hält ſie in düſtren
Burgen gefangen.

Fulla. Müſſen auch Götter
Wandeln nach Nilfheim?
Herrſchet nicht Odin
Droben im Lichte,
Drunten im Dunkel?
Kann auch geſchehen
Was er nicht wolle?

Frigga. Mächtig ſind Rieſen
Nennen die Erde
Trotzig ihr Erbtheil.

Fulla. Wer ſind die Rieſen
Welche der Götter
Erbe beſtreiten?

Frigga. Hör', was ich ſage,
Rückwärts die Seele
Schauend gewendet.
Einſt war der Mond nicht,
War nicht die Erde;
Feuer im Raume
Ewiglich brannte,
Drunten war Dunkel
Kälte und Nachtfroſt.
Einſtens das Feuer
Miſchte dem Dunkel
Lebende Kräfte.
Mächtig erwuchs da
Ymer, ein Rieſe,
Welcher erzeugte
Viele der Rieſen.
Uneins ſie wurden,
Tödteten Ymer,
Daß er gewaltig
Rollt in die Tiefe.

Und aus dem Haupte
Wuchſen die Berge,
Und aus dem Odem
Wölbt ſich der Luftkreis,
Und aus dem Leibe
Wurden die Ebnen.
Aber es kamen
Droben vom Lichte
Viele der Götter;
Odin ſie führte;
Und es entzweiten
Schreckliche Kriege
Selige Götter,
Irdiſche Rieſen.
Friede noch fern iſt,
Denn zu den Feinden
Hat ſich der böſe
Loke geſellet,
Hat ſich mit Rieſen-
Töchtern vermählet,
Fenris den argen
Wolf ſo erzeuget,
Und die Verruchte
Schlange von Midgard,

Dann auch der Todten
Herrſcherin, Hela.
Dieſe ſind mächtig,
Trotzen mit gleichen
Kräften den Göttern,
Dieſe betrübtet
Odin für Baldur,
Darum zur Alles-
Seherin ſendet
Odin mich nieder.

Fulla. Siehe die fragende
Flamme entglühet,
Siehe, der Runnen
Zeichen ſind fertig
Vielfach gemiſchet,
Wartend der Deutung.

Frigga. Höre mich alte
Seherin! Wole!
Mitternachts Tochter!
Mutter der Zeiten!
Du, die mit Armen
Reichet zum Himmel!

Du, deren Fußtritt
Nilfheim erbebet!
Sage was dräuet
Baldur dem Schönen?
Sage was wollen
Ängſtliche Träume
Warnend verkünden?

Fulla. Lauſche! ſie ſchweiget,
Mächtiger rede,
Stärkre Beſchwörung
Auf ihr entgegen.
Blicke nach Norden,
Lege die Zeichen,
Schüre die Flamme.

Frigga. Du! die du zähleſt
Treffende Pfeile
Wodans, im Köcher,
Eh' ſein Geſchoß noch
Scheidet vom Bogen,
Höre! Prophetin
Höre, mich höre!

Die Wole. Bereit iſt die Tafel,
Die Becher ſind trübe
Der Wein iſt wie Blut roth,
Die Gäſte ſind düſter,
Sie ſchweigen und ſehen
Begierig zur Thüre,
Denn einer der Stühle
Iſt leer noch für Einen;
Des harren die Vielen,
Des zögernden Gaſtes;
Sie ſchweigen und ſehen
Begierig zur Thüre.

Frigga. Wem iſt der leere
Plaz dort bereitet?
Wo iſt die Tafel?
Wer ſind die Gäſte?

Die Wole. Die Tafel iſt drunten,
Vergangenheit nippet
Mit bleibem Geſichte
An kärglichen Bechern.

Frigga. Seherin! wehe!

Wird aus dem Kranze
Asgards die Roſe
Sinken zum Staube?
Knoſpe des Tages
Herrlicher Morgen!
Wirſt du den Reigen
Fliehen der Stunden? —
Eins mir noch ſage,
Welcher der Götter,
Welcher der Rieſen
Dräuet dem Sohne?

Die Wole. Der liſtige Loke
Der finſteren Tochter
Geſellet den Schönen.

Frigga. Wehe mir! wehe!
Röthe, die erſte,
Färben wird Helas
Düſtere Mienen,
Wenn ſie den ſchönen
Fremdling begrüßet. —
Wehe mir! wehe!
Werden ohnmächtig

Nimmer die Götter
Rächen der Frevel
An dem Geſchlechte
Trotziger Rieſen!
Nimmer erwürgen
Lokes Erzeugte!
Werden die Götter
Nie ſich der Herrſchaft
Dauernd erfreuen!
Dieſes noch ſage
Schweige dann immer.

Die Wole. Erfahren du viel haſt,
Verſtummen nun gönne
Der Schweigen Gewöhnten.
Die Stirn iſt Traum erfüllet
Die Wimper Schlaf bedürfend
Die Lippe Rede müde
Erfahren du viel haſt,
Verſtummen nun gönne
Der Schweigen Gewöhnten.

Frigga. Wahrlich, den Schlummer
Würdeſt dem ſchweren

Auge entreiben,
Käm' er nur ſelber
Odin der ſtarke
Herrliche König,
Kundige Rede
Dürfteſt nicht weigern.

Die Wole. Es können nicht Götter
Bezwingen im Buſen
Das feſte uralte
Beſtändige Herz mir.

Frigga. Sprüche wohl giebt es
Zahlen und Kreiße
Todten zu öffnen
Selber die Lippen;
Aber nicht herriſch
Will ich gebieten,
Flehend ich komme,
Odin der Starke
Bittet dich, rede!

Die Wole. Vernimm denn o Frigga!
Nicht können ſie dauern

Die Reiche des Zwiſtes.
Der mächtige Odin
Beſiegen nicht konnte
In Fülle der Jugend
Die Stärke der Rieſen,
Wird ſchwerere Kriege
Er ihnen bereiten,
Wann ſpätere Jahre
Ihn ſelber beſieget?
Zwar Ymer iſt todt längſt,
Doch lebt ihm im tiefen
Verſteinerten Herzen
Der Groll gegen Götter,
Er lebt in den Kindern
Den irdiſchen Rieſen.
Der liſtige Loke
Hat göttliche Kräfte
Den ihren vermählet,
Des freuet ſich Ymer,
Ergötzt ſich der Siege
Der Enkelin Hela,
Sie ſpottet im Abgrund
Vergänglicher Herrſchaft
Gewaltiger Götter.

Frigga. Jammervoll Schickſal!
Rauben wird Hela
Sieghaft den ſchönen
Göttlichen Sohn mir?

Die Wole. Die Klage verſpare
Dem größeren Weh noch.
Es nahet die Stunde,
Ich ſehe ſie kommen,
An nächtlichem Schauer
Erkranket der Morgen,
Erbleicht vor Entſetzen;
Das ſiegende Dunkel
Verdränget den Mittag.
Da rufet der Wächter
Des Himmels zum Kampfe,
Die Götter von Asgard,
Denn Söhne des Feuers
In kriegriſchen Reihen
Verderbend bedrohen
Die Sitze der Götter;
Und Loke geſellet
Sich Feinden der Götter;

Es ſprenget die Ketten
Der ſchreckliche Wolf auch;
Es kommen die Rieſen
Der Berge gezogen.
Da Odin erkennet
Die Stunde des Falles
In ahndender Seele.
Dem Wolfe erlieget
Der herrliche König.
Der Himmel erbebet
Es berſtet die Erde;
Der hungrige Abgrund
Eröffnet die Lippen,
Verſchlinget die irren
Vermiſcheten Räume,
Verſchlinget das Feuer
Und Dunkel und Kälte,
Gedanken und Zeiten
Und Himmel und Götter
In daurender Dämm'rung.

Briefe zweier Freunde.

An Euſebio.

Vergib, o Freund! daß ich mit kind'ſcher Sprache,
Aus deines Herzens tiefem Heiligthume,
Akkorde leiſe nachzulallen wage,
Beim Höchſten aber ſchülerhaft verſtumme.

Und reden möcht' ich doch zu deinem Ruhme,
Vergib der Kühnheit, daß ich nicht verzage.
Den Sommer mein' ich mit der Einen Blume,
Und Einen Strahl entwand ich nur dem Tage.

Doch die Natur in ihrer heil'gen Fülle
Sie offenbart ſich ganz in jedem Handeln,
Das höchſte Leben in der tiefſten Stille.

Erhaſcht' ich einen Zug aus deinem Bilde,
Wie reichlich auch Gedanken in dir wandeln,
So biſt du's ganz in deiner frommen Milde.

An Euſebio.

Mit Freude denk ich oft zurück an den Tag, an welchem wir uns zuerſt fanden, als ich dir mit einer ehrfurchtsvollen Verlegenheit entgegentrat wie ein lehrbegieriger Laye dem Hohenprieſter. Ich hatte es mir vorgeſetzt, dir wo möglich zugefallen, und das Bewuſtſeyn meines eig'nen Werthes wäre mir in ſeinen Grundfeſten erſchüttert worden, hätteſt du dich gleichgültig von mir abgewendet; wie es mir aber gelang, dich mit ſolchem Maaße für mich zu gewinnen, begreife ich noch nicht; mein eigner Geiſt muß bei jener Unterredung zwiefach über mir geweſen ſeyn. Mit ihr iſt mir ein neues Leben aufgegangen, denn erſt in dir habe ich jene wahrhafte Erhebung zu den höchſten Anſchauungen, in welchen alles Weltliche als ein weſenloſer Traum verſchwindet,

als einen herrſchenden Zuſtand gefunden; in dir haben mir die höchſten Ideen auch eine irrdiſche Realität erlangt. Wir andern Sterblichen müſſen erſt faſten und uns leiblich und geiſtig zubereiten, wenn wir zum Mahle des Herrn gehen wollen, du empfängſt den Gott täglich ohne dieſe Anſtalten.

Mir, o Freund! ſind die himmliſchen Mächte nicht ſo günſtig, und oft bin ich mißmuthig, und weis nicht über wen ich es am meiſten ſeyn ſoll, ob über mich ſelbſt, oder über dieſe Zeit, denn auch ſie iſt arm an begeiſternden Anſchauungen für den Künſtler jeder Art; alles Große und Gewaltige hat ſich an eine unendliche Maſſe, unter der es beinah verſchwindet, ausgetheilt. Unſelige Gerechtigkeit des Schikſals! damit Keiner praſſe und Keiner hungere, müſſen wir uns alle in nüchterner Dürftigkeit behelfen. Iſt es da auch noch ein Wunder, wenn die Ökonomie in jedem Sinn und in allen Dingen zu einer ſo beträchtlichen Tugend herangewachſen iſt. Dieſe Erbärmlichkeit des Lebens, laß es uns geſtehen, iſt mit dem Proteſtantismus aufgekommen. Sie werden alle zum

Kelch hinzugelaſſen, die Layen wie die Geweih-
ten, darum kann Niemand genugſam trinken
um des Gottes voll zu werden, der Tropfen
aber iſt Keinem genug; da wiſſen ſie denn nicht
was ihnen fehlt, und gerathen in ein Disputi-
ren und Proteſtiren darüber. — Doch was ſage
ich dir das! angeſchaut im Fremden haſt du
dieſe Zeitübel wohl ſchon oft, aber ſie können
dich nicht ſo berühren, da du ſie nur als Ge-
genſaz mit deiner eigenſten Natur ſehen kannſt,
und kein Gegenſaz durch ſie in dich ſelbſt ge-
kommen iſt. Genug alſo von dem aufgeblaſenen
Jahrhundert, an deſſen Thorheiten noch ferne
Zeiten erkranken werden. Rükwärts in ſchönre
Tage laß uns blicken, die geweſen. Vielleicht
ſind wir eben jezt auf einer Bildungsſtufe ange-
langt, wo unſer höchſtes und würdigſtes Beſtre-
ben ſich dahin richten ſollte, die großen Kunſt-
meiſter der Vorwelt zu verſtehen, und mit dem
Reichthum und der Fülle ihrer pöeſiereichen
Darſtellungen unſer dürftiges Leben zu befruch-
ten. Denn, abgeſchloſſen ſind wir durch enge
Verhältniſſe von der Natur, durch engere Be-
griffe vom wahren Lebensgenuß, durch unſere

Staatsformen von aller Thätigkeit im Großen. So feſt umſchloſſen ringsum, bleibt uns nur übrig den Blick hinauf zu richten zum Himmel, oder brütend in uns ſelbſt zu wenden. Sind nicht beinahe alle Arten der neuern Poëſie durch dieſe unſere Stellung beſtimmt? Liniengeſtalten entweder, die körperlos hinaufſtreben im unendlichen Raum zu zerfließen, oder bleiche, lichtſcheue Erdgeiſter, die wir grübelnd aus der Tiefe unſers Weſens herauf beſchwören; aber nirgends kräftige, markige Geſtalten. Der Höhe dürfen wir uns rühmen und der Tiefe, aber behagliche Ausdehnung fehlt uns durchaus. Wie Shakeſpeare's Julius Cäſar möcht' ich rufen: „Bringt fette Leute zu mir, und die ruhig ſchlafen, ich fürchte dieſen hagern Caſſius.“ — Da ich nun ſelbſt nicht über die Schranken meiner Zeit hinaus reiche, dünkt es dir nicht beſſer für mich, den Weg eigner poëtiſcher Produktion zu verlaſſen, und ein ernſthaftes Studium der Pöeten der Vorzeit und beſonders des Mittelalters zu beginnen? Ich weis zwar, daß es mir Mühe koſten wird, ich werde gleichſam einen Zweig aus meiner Natur

herausſchneiden müſſen, denn ich ſchaue mich am fröhlichſten in einem Produkt meines Geiſtes an, und habe nur wahrhaftes Bewuſtſeyn durch dieſes Hervorgebrachte; aber um Etwas deſto gewiſſer zu gewinnen, muß man ſtets ein Anderes aufgeben, das iſt ein allgemeines Schickſal, und es ſoll mich nicht erſchrecken. Eins aber hat mir ſtets das innerſte Gemüth ſchmerzlich angegriffen, es iſt dies; daß hinter jedem Gipfel ſich der Abhang verbirgt; dieſer Gedanke macht mir die Freude bleich in ihrer friſcheſten Jugend, und miſcht in all mein Leben eine unnennbare Wehmuth; darum erfreut mich jeder Anfang mehr als das Vollendete, und nichts berührt mich ſo tief als das Abendroth; mit ihm möcht' ich jeden Abend verſinken in der gleichen Nacht, um nicht ſein Verlöſchen zu überleben. Glückliche! denen vergönnt iſt zu ſterben in der Blüthe der Freude, die aufſtehen dürfen vom Mahle des Lebens, ehe die Kerzen bleich werden und der Wein ſparſamer perlt. Euſebio! wenn mir auch dereinſt das freundliche Licht deines Lebens erlöſchen ſollte, o! dann nimm mich gütig mit,

wie der göttliche Pollux den ſterblichen Bruder, und laß mich gemeinſam mit dir in den Orkus gehen und mit dir zu den unſterblichen Göttern, denn nicht möcht' ich leben ohne dich, der du meiner Gedanken und Empfindungen liebſter Inhalt biſt, um den ſich alle Formen und Blüthen meines Seyns herumwinden, wie das labyrintiſche Geäder um das Herz, das ſie all' erfüllt und durchglüht.

Fragmente aus Euſebio's Antwort.

— Geſtalt hat nur für uns, was wir überſchauen können; von dieſer Zeit aber ſind wir umpfangen, wie Embryonen von dem Leibe der Mutter, was können wir alſo von ihr Bedeutendes ſagen? Wir ſehen einzelne Symptome, hören Einen Pulsſchlag des Jahrhunderts, und wollen daraus ſchließen, es ſey erkrankt. Eben dieſe uns bedenklich ſcheinenden Anzeigen gehören vielleicht zu der individuellen Geſundheit dieſer Zeit. Jede Individualität aber iſt ein Abgrund von Abweichungen, eine Nacht, die nur ſparſam von dem Licht allgemeiner Begriffe erleuchtet wird. Darum Freund! weil wir nur wenige Züge von dem unermeßlichen Teppich ſehen, an welchem der Erdgeiſt die

Zeiten hindurch webt, darum laß uns beſcheiden ſeyn. Es gibt eine Ergebung, in der allein Seligkeit und Vollkommenheit und Friede iſt, eine Art der Betrachtung, welche ich Auflöſung im Göttlichen nennen möchte; dahin zu kommen laß uns trachten, und nicht klagen um die Schickſale des Univerſums. Damit du aber deutlicher ſiehſt, was ich damit meine, ſo ſende ich dir hiermit einige Bücher über die Religion der Hindu. Die Wunder uralter Weisheit, in geheimnißvollen Symbolen niedergelegt, werden dein Gemüth berühren, es wird Augenblicke geben, in welchen du dich entkleidet fühlſt von dieſer perſönlichen Einzelheit und Armuth, und wieder hingegeben dem großen Ganzen; wo du es mehr als nur denkſt, daß alles was jezt Sonne und Mond iſt, und Blume und Edelſtein, und Äther und Meer, ein Einziges iſt, ein Heiliges, das in ſeinen Tiefen ruht ohne Aufhören, ſelig in ſich ſelbſt, ſich ſelbſt ewig umfangend, ohne Wunſch nach dem Thun und Leiden der Zweiheit, die ſeine Oberfläche bewegt. In ſolchen Augenblicken, wo wir uns nicht mehr beſinnen können, weil das,

was das einzle und irrdiſche Bewuſtſeyn weckt, dem äußern Sinn verſchwunden iſt unter der Herrſchaft der Betrachtung des Innern; in ſolchen Augenblicken verſteh' ich den Tod, der Religion Geheimniß, das Opfer des Sohnes und der Liebe unendliches Sehnen. Iſt es nicht ein Winken der Natur, aus der Einzelheit in die gemeinſchaftliche Allheit zurück zu kehren, zu laſſen das getheilte Leben, in welchem die Weſen Etwas für ſich ſeyn wollen und doch nicht können? Ich erblicke die rechte Verdammniß in dem ſelbſtſüchtigen Stolz, der nicht ruhen konnte in dem Schooß des Ewigen, ſondern ihn verlaſſend ſeine Armuth und Blöße decken wollte mit der Mannigfaltigkeit der Geſtalten, und Baum wurde und Stein und Metall und Thier und der begehrliche Menſch.

Ja, auch das o Freund! was ſie alle nicht ohne Murren und Zweifeln betrachten mögen; das trübere Alter, ich verſtehe ſeinen höheren Sinn jezt. Entwicklen ſoll ſich im Lauf der Jahre das perſönliche Leben, ſich ergötzen im für ſich ſeyn, ſeinen Triumpf feiern in der Blüthe der Jugend; aber abſterben ſollen

wir im Alter dieſer Einzelheit, darum ſchwinden die Sinne, bleicher wird das Gedächtniß, ſchwächer die Begierde, und des Daſeyns fröhlicher Muth trübt ſich in Ahndungen der nahen Auflöſung. — Es ſind die äußeren Sinne, die uns mannigfaltige Grade unſers Gegenſatzes mit der fremden Welt deutlich machen, wenn aber die Scheidewand der Perſönlichkeit zerfällt, mögen ſie immerhin erlöſchen; denn es bedarf des Auges nicht, unſer Inneres und was mit ihm Eins iſt zu ſchauen; auch ohne Ohr können wir die Melodie des ewigen Geiſtes vernehmen; und das Gedächtniß iſt für die Vergangenheit, es iſt das Organ des Wiſſens von uns ſelbſt im Wechſel der Zeiten. Wo aber nicht Zeit iſt, nicht Vergangnes noch Künftiges, ſondern ewige Gegenwart, da bedarfs der Erinnerung nicht. Was uns alſo abſtirbt im Alter iſt die Vollkommenheit unſers Verhältniſſes zur Auſſenwelt; abgelebt mögen alſo die wohl im Alter zu nennen ſeyn, die von nichts wuſten als dieſem Verhältniß. — So fürchte ich höhere Jahre nicht, und der Tod iſt mir willkommen; und zu dieſer Ruhe der Betrachtung in allen

Dingen zu gelangen, ſey das Ziel unſeres Strebens. — Deutlich liegt deine Bahn vor mir, Geliebteſter! denn erkannt habe ich dich vom erſten Augenblick unſerer Annäherung, die, das Bewußtſeyn wird mir immer bleiben, von Gott gefügt war; nie habe ich ſo das Angeſicht eines Menſchen zum erſtenmal angeſehen, nie ſolch Gefühl bei einer menſchlichen Stimme gehabt; und dies Göttliche und Nothwendige iſt mir immer geblieben im Gedanken an dich; und ſo weis ich auch was nothwendig iſt in dir und für dich, und wie du ganz ſollteſt leben in der Natur, der Pöeſie und einer göttlichen Weisheit. Ich weiß, daß es dir nicht geziemt dir ſo ängſtliche Studien vorzuſchreiben. Die großen Kunſtmeiſter der Vorwelt ſind freilich da, um geleſen und verſtanden zu werden, aber, wenn von Kunſt-Schulen die Frage iſt, ſo ſage ich, ſie ſind da geweſen jene Meiſter, eben deswegen ſollen ſie nicht noch einmal wiedergeboren werden; die unendliche Natur will ſich ſtets neu offenbaren in der unendlichen Zeit. In der Fülle der Jahrhunderte iſt Brahma oftmals erſchienen, aber in immer

neuen Verwandlungen; dieſelbe Geſtalt hat er nie wieder gewählt. So thue und dichte doch Jeder das wozu er berufen iſt, wozu der Geiſt ihn treibt, und verſage ſich keinen Geſang als den mißklingenden. Doch zag' ich im Ernſte nicht für dich, die ſtrebende Kraft wird den, welchen ſie bewohnt, nicht ruhen laſſen; es wird ihm oft wehe und bange werden ums Herz, bis die neugeborne Idee geſtillet hat des Gebährens Schmerz und Sehnſucht.

Geſtern lebte ich ein paar ſelige Stunden recht über der Erde, ich hatte einen Berg erſtiegen, an deſſen Umgebungen jede Spur menſchlichen Anbaus zu Zweck und Nutzen verſchwand; es ward mir wohl und heiter. Zwei herrliche Reiher ſchwebend über mir badeten ihre ſorgenfreie Bruſt in blauer Himmelsluft. Ach! wer doch auch ſchon ſo dem Himmel angehörte, dachte ich da, und klein ſchien mir alles Irrdiſche. In ſolchen Augenblicken behält nur das Ewige Werth, der ſchaffende Genius und das heilige Gemüth; da dacht' ich dein, wie immer, wenn die Natur mich berührt; oft gab ich dem Fluſſe, wenn der Sonne

letzte Strahlen ihn erhellen, Gedanken an dich mit, als würden ſeine Wellen ſie zu dir tragen und dein Haupt umſpielen. Leb wohl, in meinen beſten Stunden bin ich ſtets bei dir. —

An Euſebio.

Eine der größten Epochen meines kleinen Lebens iſt vorübergegangen Euſebio! ich habe auf dem Scheidepunkt geſtanden zwiſchen Leben und Tod. Was ſträubt ſich doch der Menſch: ſagte ich in jenen Augenblicken zu mir ſelbſt, vor dem Sterben? ich freue mich auf jede Nacht indem ich das Unbewuſtſeyn und dunkele Träumen dem hellern Leben vorziehe, warum grauet mir doch vor der langen Nacht und dem tiefen Schlummer? Welche Thaten warten noch meiner, oder welche beſſere Erkenntniß auf Erden daß ich länger leben müßte? — Eine Nothwendigkeit gebiert uns alle in die Perſönlichkeit, eine gemeinſame Nacht verſchlinget uns alle. Jahre werden mir keine beſſere Weisheit geben, und wann Lernen, Thun und Leiden drunten noch Noth

thut, wird ein Gott mir geben was ich bedarf. So ſprach ich mir ſelbſt zu, aber die Gedanken, die ich liebe, traten zu mir, und die Heröen die ich angebetet hatte von Jugend auf: „Was willſt du am holden Mittage die Nacht erſehnen? riefen ſie mir zu! Warum untertauchen in dem alten Meer, und darinn zerrinnen mit Allem was dir lieb iſt? So wechſelten die Vorſtellungen in mir, und deiner gedacht ich, und immer deiner, und faſt alles Andre nur in Bezug auf dich, und wenn anders den Sterblichen vergönnt iſt noch eines ihrer Güter aus dem Schiffbruch des irrdiſchen Lebens zu retten, ſo hätte ich gewis dein Andenken mit hinab genommen zu den Schatten. Daß du mir aber könnteſt verlohren ſeyn war der Gedanken ſchmerzlichſter. Ich ſagte daß dein Ich und das Meine ſollten aufgelößt werden in die alten Urſtoffe der Welt, dann tröſtete ich mich wieder, daß unſere befreundete Elemente, dem Geſetze der Anziehung gehorchend, ſich ſelbſt im unendlichen Raum aufſuchen und zu einander geſellen würden. So wogten Hoffnung und Zweifel auf und nieder in meiner Seele, und

Muth und Zagheit. Doch das Schickſal wollte — ich lebe noch. — Aber was iſt es doch, das Leben? dieſes ſchon aufgegebene, wiedererlangte Gut! ſo frag' ich mich oft: was bedeutet es, daß aus der Allheit der Natur ein Weſen ſich mit ſolchem Bewuſtſeyn losſcheidet, und ſich abgeriſſen von ihr fühlt? Warum hängt der Menſch mit ſolcher Stärke an Gedanken und Meinungen, als ſeyen ſie das Ewige? warum kann er ſterben für ſie, da doch für ihn eben dieſer Gedanke mit ſeinem Tode verlohren iſt? und warum, wenn gleichwohl dieſe Gedanken und Begriffe dahin ſterben mit den Individuen, warum werden ſie von denſelben immer wieder aufs neue hervorgebracht und drängen ſich ſo durch die Reihen des aufeinander folgenden Geſchlechtes zu einer Unſterblichkeit in der Zeit? Lange wuſt' ich dieſen Fragen nicht Antwort, und ſie verwirrten mich; da war mir plözlich in einer Offenbarung Alles deutlich, und wird es mir ewig bleiben. Zwar weiß ich, das Leben iſt nur das Produkt der innigſten Berührung und Anziehung der Elemente; weiß, daß alle ſeine

Blüthen und Blätter, die wir Gedanken und Empfindungen nennen, verwelken müſſen, wenn jene Berührung aufgelöſst wird; und daß das einzele Leben dem Geſetz der Sterblichkeit dahin gegeben iſt; aber ſo gewiß mir Dieſes iſt, eben ſo über allem Zweifel iſt mir auch das Andre, die Unſterblichkeit des Lebens im Ganzen; denn dieſes Ganze iſt eben das Leben, und es wogt auf und nieder in ſeinen Gliedern den Elementen, und was es auch ſey, das durch Auflöſung (die wir zuweilen Tod nennen) zu denſelben zurück gegangen iſt, das vermiſcht ſich mit ihnen nach Geſetzen der Verwandſchaft, d. h. das Ähnliche zu dem Ähnlichen. Aber anders ſind dieſe Elemente geworden, nachdem ſie einmal im Organismus zum Leben hinauf getrieben geweſen, ſie ſind lebendiger geworden, wie Zwei, die ſich in langem Kampf übten, ſtärker ſind wenn er geendet hat als ehe ſie kämpften; ſo die Elemente, denn ſie ſind lebendig, und jede lebendige Kraft ſtärkt ſich durch Übung. Wenn ſie alſo zurükkehren zur Erde, vermehren ſie das Erdleben. Die Erde aber gebiert den ihr zurückgegebenen Le-

bensſtoff in andern Erſcheinungen wieder, bis durch immer neue Verwandlungen, alles Lebensfähige in ihr iſt lebendig geworden. Dies wäre, wenn alle Maſſen organiſch würden. —

So gibt jeder Sterbende der Erde ein erhöhteres, entwickelteres Elementarleben zurück, welches ſie in aufſteigenden Formen fortbildet; und der Organismus, indem er immer entwickeltere Elemente in ſich aufnimmt, muß dadurch immer vollkommener und allgemeiner werden. So wird die Allheit lebendig durch den Untergang der Einzelheit, und die Einzelheit lebt unſterblich fort in der Allheit, deren Leben ſie lebend entwickelte, und nach dem Tode ſelbſt erhöht und mehrt, und ſo durch Leben und Sterben die Idee der Erde realiſiren hilft. Wie alſo auch meine Elemente zerſtreut werden mögen, wenn ſie ſich zu ſchon Lebendem geſellen, werden ſie es erhöhen, wenn zu dem, deſſen Leben noch dem Tode gleicht, ſo werden ſie es beſeelen. Und wie mir däucht, Euſebio! ſo entſpricht die Idee der Indier von der Seelenwanderung dieſer Meinung; nur dann erſt dürfen die Elemente nicht mehr wandern

und ſuchen, wann die Erde die ihr angemeſſene Exiſtenz, die organiſche, durchgehends erlangt hat. Alle bis jezt hervorgebrachten Formen müſſen aber wohl dem Erdgeiſt nicht genügen, weil er ſie immer wieder zerbricht und neue ſucht; die ihm ganz gleichen würde er nicht zerſtören können, eben weil ſie ihm gleich und von ihm untrennbar wären. Dieſe vollkommene Gleichheit des innern Weſens mit der Form kann, wie mir ſcheint, überhaupt nicht in der Mannigfaltigkeit der Formen erreicht werden; das Erdweſen iſt nur Eines, ſo dürfte alſo ſeine Form auch nur Eine, nicht verſchiedenartig ſeyn; und ihr eigentliches wahres Daſeyn würde die Erde erſt dann erlangen, wann ſich alle ihre Erſcheinungen in einem gemeinſchaftlichen Organismus auflöſen würden; wann Geiſt und Körper ſich ſo durchdrängen daß alle Körper, alle Form auch zugleich Gedanken und Seele wäre und aller Gedanke zugleich Form und Leib und ein wahrhaft verklärter Leib, ohne Fehl und Krankheit und unſterblich; alſo ganz verſchieden von dem was wir Leib oder Materie nennen, indem wir ihm Vergänglichkeit, Krank-

heit, Trägheit und Mangelhaftigkeit beilegen, denn dieſe Art von Leib iſt gleichſam nur ein mißglückter Verſuch jenen unſterblichen göttlichen Leib hervorzubringen. — Ob es der Erde gelingen wird ſich ſo unſterblich zu organiſieren, weis ich nicht. Es kann in ihren Urelementen ein Misverhältniß von Weſen und Form ſeyn das ſie immer daran hindert; und vielleicht gehört die Totalität unſers Sonnenſyſtems dazu um dieſes Gleichgewicht zu ſtand zu bringen; vielleicht reicht dieſes wiederum nicht zu, und es iſt eine Aufgabe für das geſammte Univerſum.

In dieſer Betrachtungsweiſe Euſebio iſt mir nun auch deutlich geworden was die großen Gedanken von Wahrheit, Gerechtigkeit, Tugend, Liebe und Schönheit wollen, die auf dem Boden der Perſönlichkeit keimen und ihn bald überwachſend ſich hinaufziehen nach dem freien Himmel, ein unſterbliches Gewächs das nicht untergehet mit dem Boden auf dem es ſich entwickelte, ſondern immer neu ſich erzeugt im neuen Individuum, denn es iſt das Bleibende, Ewige, das Individuum aber das zerbrech-

liche Gefäß für den Trank der Unſterblichkeit. — Denn, laß es uns genauer betrachten Euſebie, alle Tugenden und Trefflichkeiten ſind ſie nicht Annäherungen zu jenem höchſt vollkommnen Zuſtand ſo viel die Einzelheit ſich ihm nähern kann? Die Wahrheit iſt doch nur der Ausdruck des ſich ſelbſt gleichſeyns überhaupt, vollkommen wahr iſt alſo nur das Ewige, das keinem Wechſel der Zeiten und Zuſtände unterworfen iſt. Die Gerechtigkeit iſt das Streben in der Vereinzelung unter einander gleich zu ſeyn. Die Schönheit iſt der äußere Ausdruck des erreichten Gleichgewichtes mit ſich ſelbſt. Die Liebe iſt die Verſöhnung der Perſönlichkeit mit der Allheit, und die Tugend aller Art iſt nur Eine, d. h. ein Vergeſſen der Perſönlichkeit und Einzelheit für die Allheit. Durch Liebe und Tugend alſo wird ſchon hier auf eine geiſtige Weiſe der Zuſtand der Auflöſung der Vielheit in der Einheit vorbereitet, denn wo Liebe iſt, da iſt nur Ein Sinn, und wo Tugend, iſt einerlei Streben nach Thaten der Gerechtigkeit, Güte und Eintracht. Was aber ſich ſelbſt gleich iſt, und äußerlich und innerlich

den Ausdruck dieſes harmoniſchen Seyns an ſich trägt, und ſelbſt dieſer Ausdruck iſt, was Eins iſt und nicht zerriſſen in Vielheit, das iſt gerade jenes Vollkommene, Unſterbliche und Unwandelbare, jener Organismus, den ich als das Ziel der Natur, der Geſchichte und der Zeiten, kurz des Univerſums betrachte. Durch jede That der Unwahrheit, Ungerechtigkeit und Selbſtſucht wird jener ſelige Zuſtand entfernt, und der Gott der Erde in neue Feſſeln geſchlagen, der ſeine Sehnſucht nach beſſerem Leben in jedem Gemüth durch Empfänglichkeit für das Trefliche ausſpricht, im verletzten Gewiſſen aber klagt, daß ſein ſeliges, göttliches Leben noch fern ſei.

Valorich.

Wohl ein ſehr gros und mächtig Land hatt' ſich erobert, mit kühnen und männlichen Thaten, Ermanerich, der iſt geweſt ein König über die Oſtgothen; doch hätt' er das nicht vollbracht ohne Zuthun ſeines Schwertes Siegheim, das war gar ein gut Schwert, das Ermanerich immerdar höchlich ehrte. Wie aber die Hunnen gezogen kamen mit mehr denn viel tauſend rüſtigen Kriegern und Ermanerichs Königreich eroberten, fiel das gut Schwert Siegheim, nachdem es vielerlei Schickſal gehabt, in die Hand von Fiediger. Dieſer war ein Enkel Ermanerichs, und nit wenig freut ihn der Degen, denn er wuſt ſein Tugend wohl. Doch was wollts ihm helfen, das Volk der Gothen war zerſtreut hie hin und dort hin, von Illyrien an bis zum Nordmeer und viel Stämme hatten ſich erwählt

eigne König' aus ihnen ſelber, andre dienten fremden Kriegsfürſten um ſchnödes Gold. Als Ziediger dies bei ſich ſelbſt bedacht, macht es ihn faſt traurig. Da rief er ſein jüngern Bruder Valorich und ſprach zu ihm: Wißt Bruder, ich hab ein gut Abentheuer beſtanden, daß ich eins fährlichern Kampfs werth acht, denn ſeht! gewonnen hab ich dies alt Schwert, das unſer Vater ſo fleiſiglich ſuchte ſein Lebenlang, aber es geziemt dem Schwert ein mächtigerer Herre, denn ich bin, und ſo ich ein Flüchtling ſoll bleiben, der kein Erb hat noch Gut, noch grö-ſer Ehr denn bis itzo, ſo möcht ich mich faſt des Fundes ſchämen. Das verhüt der Himmel! entgegnet Valorich, daß wir uns ſchämen ſollten unſers Erbguts, oder uns geringer achten als unſer Ahnherrn; was Einer noch gethan hat, und wär's auch faſt ſchwer, ſo gedenk ich ich nit an kühnlichem Weſen hinter ihm zu bleiben. Weil ihr aber der älſt ſeyd, Bruder, ſo ſucht euch aus das unſerer nit unwürdig ſey, und ich will euch dienen und es euch erwerben helfen, das bin ich feſtiglich geſinnt.

Wie ſie noch ſo mit einander redeten, kam

des Wegs ein junger Geſell gegangen, der trug ein Harpfen in der Hand, wie die Spielleut pflegen, er grüßt ſie freundlich und ſetzt ſich zu ihnen nieder. Als er mocht geruht haben ſagt Valerich: „Ich bitt euch Herr Spielmann, wenn's euch nit entgegen iſt, ſo ſingt mir ein Lied, denn ich liebe der Harpfen und Cittern luſtig Weiſen.“

Ich will es thun, ſagt der Liederſinger, und mein beſtes Lied euch ſpielen, weil ihr mir ſo ehrlich zuſprecht. Und nun nahm er die fein Harpfen von Elfenbein und ſchlug in die Saiten und ſang dazu.

Zwei Augen wie Sterne
Die ſähen ſo gerne
Das wonnige Licht,
Und dürfen es nicht;
Die hellen Karfunkeln
Die könnten verdunkeln
Das ſonnige Licht,
Und dürfen es nicht.
O Liebesverlangen!
In Kerker gefangen,
Sind die Augen ſo minniglich,

Die Lippen ſo wenniglich,
Die Worte die milden,
Die Locken ſo gülden,
Es bricht mir das Herz
Vor Leidmuth und Schmerz.
Ich ſehe bis an den Tod
Die Lippen roſinroth
Und ſollt ich nimmer geneſen,
Dächt ich doch an ihr minniglich Weſen,
An ihr Blicken ſo mild,
An das ſchönſte Frauenbild,
Und ſollt ich Schmach und Tod erwerben
Das Mägdlein minnt ich und ſollt ich ſterben.

Das iſt ein gar jämmerlich und herzig Lied, ſagt Valerich, wo lebt die ſchöne Magd, von der ihr geſungen? oder habt ihr ſie nur in Gedanken gehabt wie die Liederſinger wohl pflegen.

Mit nichten, entgegnet der Spielmann; wenns euch gefällt auf mich zu achten will ich euch nit verhalten was ich von dem Jungfräulein weis. Sigismunda iſt ſie benannt, und ihr

Vater iſt geweſt Herr Sigemar, ein König der Bojaren, die herum wohnen an dem Strom Danubis, Frau Irmengard ihre Mutter iſt bald verblichen, und hat ihren Ehhern allein gelaſſen und ihr unmündig Kind Sigismunda. Wie die aber heranwuchs, gediehe ſie in ſo wunderlicher Schönheit, daß ſie jedermänniglich höchlich ergötzte, und wer ſie einmal geſehn der mocht nimmer von ihr ſcheiden; ſo gar anmuthig war ſie. Derhalben kamen auch viel Fürſten und Herrn weit und breit her, und freiten um die königliche Magd Sigismunda, aber Herr Sigemar mocht ſie nit von ſich laſſen, denn er war ihr gar mächtig zugethan. Einsmals mußt er einen Kriegsritt thun in ferne Land. Da war ſein Tochter faſt mißmuthig, und konnt ihn nit laſſen vor großem Leid; auch Sigemar war mehr betrübt wie oft, und er gedacht im Herzen, er hätt wohl ehr ſollen ein wackren Eheherrn erkieſen für ſein Kind, der ihr Obacht nähm in fährlichen Zeiten. Er rief deshalb ſein Bruder Odho, und ſprach zu ihm: „Odho ich laß' mein Tochter in eurer Gewahrſam, und wann ich nit ſollt wieder heim ziehn, ſo gebt

ihr einen Gemahel wie ſie will und ihr geziemt.“ Das verſprach Odbo mit ſein Handſchlag, und Sigemar zog beſchwichtigt von dannen. Da war Sigismunda lang viel betrübt bis ihr Botſchaft kām, und oftmals ſtand ſie auf dem Söller, und ſah um nach der Herrſtraß, und einsmals ſah ſie etzliche Reuter des Wegs ſprengen. Sie ſtieg hurtig hinab in den Hof zu erkunden von wannen die Reuter kämen, da trat ihr Herman entgegen Herr Siegemars Edelknecht, und bracht ihr Botſchaft mit vielen Thränen, wie der König verſchieden ſey in der Schlacht. Da ward die Jungfrau unmächtig, und da ſie erwacht konnt ſie von Thränen und Seufzen kein End finden. Aber Odbo war froh in ſeim Sinn, er vermeint die Jungfrau zu gewinnen, dann ihre übermäßige Schönheit thät ihm das Herz gänzlich beſtricken, und er wußt ſich kein Rath, als ſie zu ehlichen. Derhalben ging er viel zu ihr und wollt ſie beſchwichtigen mit ehrlichen und herzigen Reden; aber ſie mogt ihn nit gern hören, und antwort ſpärlich auf ſein Koſen. Das verdroß ihn, denn er war hohen Sinns und ſtolzirend, und als er eins-

* * *

Weiter ward nichts gedruckt.